

Tutorial Series No. 4.

GERMAN READER

Edited by

BATAKRISHNA GHOSH

Dr. Phil. (Munich), D. Litt. (Paris) ;

Lecturer in Sanskrit and German and Comparative Philology,
University of Calcutta ;

Professor in German and French,
Vidyasagar College ;

Professor in Indian Philosophy,
National Council of Education, Bengal ,
Joint-editor, "Indian Culture".

SREE BHARATEE PUBLISHING Co.

170, MANIKTALA STREET,
CALCUTTA.

Published by
MR. GOUR CHANDRA SEN B.COM.
170 Maniktala Street,
Calcutta.

<p><i>Price</i> Rs. 1-4-0 (for students Re. 1/-)</p>

Printed by
MR. GOUR CHANDRA SEN, B.COM.
AT THE SREE BHARATEE PRESS,
170, MANIKTALA STREET,
CALCUTTA.

PREFACE

I have to print this German Reader for my students, for, on account of the war, German books are now not available in India. The first two stories are taken from Hauff's *Die Karawane*, and the story of Wallenstein from Wassermann's *Deutsche Charaktere und Begebenheiten*. I have also given at the end a few pieces of German poetry. I hope this Reader will serve its purpose until annotated easy German primers are again available in India.

I have again to thank the owner and the workers of Sree Bharatee Press,—the former because he again agreed to share with me the inevitable financial loss, and the latter for the care and skill they showed in composing the German text of which they could not understand a single syllable.

The press-copy of the first two stories was prepared by my student Mr. Dayashankar Misra, and my brother Śrīmān Radhakrishna Ghosh copied out the poetry-pieces. I thank them for this help.

2nd September, 1941.

BATAKRISHNA GHOSH.

DIE GESCHICHTE VON KALIF STORCH

I

Der Kalif Chasid zu Bagdad sass einmal an einem schönen Nachmittag behaglich auf seinem Sopha; er hatte ein wenig geschlafen, denn es war ein heisser Tag, und sah nun nach seinem Schläfchen recht heiter aus. Er rauchte aus einer langen Pfeife von Rosenholz, trank hier und da ein wenig Kaffee, den ihm ein Sklave einschenkte, und strich sich allemal vergnügt den Bart, wenn es ihm geschmeckt hatte. Kurz, man sah dem Kalifen an, dass es ihm recht wohl war. Um diese Stunde konnte man gar gut mit ihm reden, weil er da immer recht mild und freiselig war: deswegen besuchte ihn auch sein Grossvezier Mansor alle Tage um diese Zeit. An diesem Nachmittag nun kam er auch, sah aber sehr nachdenklich aus, ganz gegen seine Gewohnheit. Der Kalif tat die Pfeife ein wenig aus den Mund und sprach: "Warum machst Du ein so nachdenkliches Gesicht, Grossvezier?"

Der Grossvezier schlug seine Arme kreuzweis über die Brust, verneigte sich vor seinem Herrn und antwortete: "Herr, ob ich ein nachdenkliches Gesicht mache, weiss ich nicht, aber da unten am Schloss steht ein Krämer, der so schöne Sachen hat, dass es mich ärgert, nicht viel überflüssiges Geld zu haben".

Der Kalif, der seinem Grossvezier schon lange gerne eine Freude gemacht hätte, schickte seinen schwarzen Sklaven hinuter, um den Krämer herauf zu holen. Bald kam der Sklave mit dem Krämer zurück. Dieser war ein kleiner, dicker Mann, schwarzbraun in Gesicht und in zerlumptem

Anzug. Er trug einen Kasten, in welchem er allerhand Waaren hatte, Perlen und Ringe, reichbeschlagene Pistolen, Becher und Kämmc. Der Kaliph und sein Vezier muster-ten alles durch, und der Kalif kaufte endlich für sich und Mansor schöne Pistolen, für die Frau des Veziers aber einen Kamm. Als der Krämer seinen Kasten schon wieder zumachen wollte, sah der Kalif eine kleine Schublade und fragte, ob darin auch noch Waaren seien. Der Krämer zog die Schublade heraus und zeigte darin eine Dose mit schwärzlichem Pulver und ein Papier mit sonderbarer Schrift, die weder der Kalil noch Mansor lesen konnte. "Ich bekam einmal diese zwei Stücke von einem Kaufmanne, der sie in Mecca auf der Strasse fand", sagte der Krämer, "ich weiss nicht, was sie enthalten; Euch stehen sie für geringen Preis zu Dienst, ich kann doch nichts damit anfangen." Der Kalil, der in seiner Bibliothek gerne alte Manuscripte hatte, wenn er sie auch nicht lesen konnte, kaufte Schrift und Dose und entliess den Krämer. Der Kalif aber dachte, er möchte gerne wissen, was die Schrift enthalte, und fragte den Vezier, ob er Keinen kenne, der es entziffern könnte. "Gnädigster Herr und Gebieter," antwortete dieser, "an der grossen Moschee wohnt ein Mann; er heisst Selim der Gelehrte, der versteht alle Sprachen; lass ihn kommen, vielleicht kennt er diese geheimnisvollen Züge."

Der gelehrte Selim war bald herbeigeholt. "Selim," sprach zu ihm der Kalif, "Selim, man sagt, Du seiest sehr gelehrt; guck einmal ein wenig in diese Schrift, ob Du sie lesen kannst; kannst Du sie lesen, so bekommst Du ein neues Festkleid von mir, kannst Du es nicht, so bekommst Du zwölf Backenstreiche und fünfundzwanzig Hiebe auf die Fusssohlen, weil man Dich dann umsonst Selim den Gelehrten nennt." Selim verneigte sich und sprach: "Dein Wille geschehe, o Herr!" Lange betrachtete er die Schrift,

plötzlich aber rief er aus: "Das ist Lateinisch, o Herr, oder ich lass' mich hängen."—"Sag' was drin steht," befahl der Kalif, "wenn es Lateinisch ist."

Selim hing an zu übersetzen: "Mensch, der Du Dieses findest, preise Allah für seine Gnade. Wer von dem Pulver in dieser Dose schnupft und dazu spricht: Mutabor, der kann sich in jedes Tier verwandeln und versteht auch die Sprache der Tiere. Will er wieder in seine menschliche Gestalt zurückkehren, so neige er sich dreimal gen Osten und spreche jenes Wort. Aber hüte Dich, wenn Du verwandelt bist, dass Du nicht lachest, sonst verschwindet das Zauberwort gänzlich aus Deinem Gedächtnis und Du bleibst ein Tier."

Als Selim der Gelehrte also gelesen hatte, war der Kalif über die Massen vergnügt. Er liess den Gelehrten schwören, Niemand etwas von dem Geheimnis zu sagen, schenkte ihm ein schönes Kleid und entliess ihn. Zu seinem Grossvezier aber sagte er: "Das heiss ich gut einkaufen, Mansor! Wie freue ich mich, bis ich ein Tier bin! Morgen früh kommst Du zu mir. Wir gehen dann mit einander aufs Feld, schnupfen etwas wenig aus meiner Dose und belauschen dann, was in der Luft und in Wasser, in Wald und Feld gesprochen wird!"

II

Kaum hatte am andern Morgen der Kalif Chasid gefrühstückt und sich angekleidet, als schon der Grossvezier erschien, ihn, wie er befohlen, auf dem Spaziergange zu begleiten. Der Kalif steckte die Dose mit dem Zauberpulver in den Gürtel, und nachdem er seinem Gefolge befohlen, zurückzubleiben, machte er sich mit dem

Grossvezier ganz allein auf den Weg. Sie gingen zuerst durch die weiten Gärten des Kalifen, spähten aber vergebens nach etwas Lebendigem, um ihr Kunststück zu probiren. Der Vezier schlug endlich vor, weiter hinaus an einen Teich zu gehen, wo er schon oft viele Tiere, namentlich Störche, gesehen habe, die durch ihr gravitatisches Wesen und ihr Geklapper immer seine Aufmerksamkeit erregt haben.

Der Kalif billigte den Vorschlag seines Veziers und ging mit ihm dem Teich zu. Als sie dort angekommen waren, sahen sie einen Storchen ernsthaft auf und abgehen, Frösche suchend und hie und da etwas vor sich hinklappernd. Zugleich sahen sie auch weit oben in der Luft einen andern Storchen dieser Gegend zuschweben.

“Ich wette meinen Bart, Gnädigster Herr,” sagte der Grossvezier, “diese zwei Langfüßler führen jetzt ein schönes Gespräch mit einander. Wie wäre es, wenn wir Störche würden?”

“Wohl gesprochen!” antwortete der Kalif. “Aber vorher wollen wir noch einmal betrachten, wie man wieder Mensch wird.—Richtig! Dreimal gen Osten geneigt und mutabor gesagt, so bin ich wieder Kalif und Du Vezier. Aber nur ums Himmelswillen nicht gelacht: sonst sind wir verloren!”

Während der Kalif also sprach, sah er den andern Storchen über ihrem Haupte schweben und langsam sich zur Erde lassen. Schnell zog er die Dose aus dem Gürtel, nahm eine gute Prise, bot sie dem Grossvezier dar, der gleichfalls schnupfte, und beide riefen: MUTABORI!

Da schrumpften ihre Beine ein und wurden dünn und rot, die schönen gelben Pantoffeln des Kalifen und seines Begleiters wurden unförmliche Storchfüsse, die Arme wurden zu Flügeln, der Hals fuhr aus den Achseln und ward

eine Elle lang, der Bart war verschwunden und den Körper bedeckten weiche Federn.

„Ihr habt einen hübschen Schnabel, Herr Grossvezier,“ sprach nach langem Erstaunen der Kalif. „Beim Bart des Propheten, so etwas habe ich in meinem Leben nicht gesehen.“

„Danke untertänigst,“ erwiderte der Grossvezier, indem er sich bückte; „aber, wenn ich es wagen darf, möchte ich behaupten, Eure Hoheit sehen als Storch beinahe noch hübscher aus, denn als Kalif. Aber kommt, wenn es Euch gefällig ist, dass wir unsere Kameraden dort belauschen und erfahren, ob wir wirklich Storchisch können.“

Indem war der andere Storch auf der Erde angekommen. Er putzte sich mit dem Schnabel seine Füße, legte seine Federn zurecht und ging auf den ersten Storch zu. Die beiden neuen Störche aber beeilten sich, in ihre Nähe zu kommen, und vernahmen zu ihrem Erstaunen folgendes Gespräch :

„Guten Morgen, Frau Langbein, so früh schon auf der Wiese?“

„Schönen Dank, liebe Klapperschnabel! Ich habe mir ein kleines Frühstück geholt. Ist Euch vielleicht ein Viertelchen Eidechs gefällig, oder ein Froschschenkelein?“

„Danke gehorsamst; habe heute gar keinen Appetit. Ich komme auch wegen etwas ganz Anderem auf die Wiese. Ich soll heute vor den Gästen meines Vaters tanzen, und da will ich mich im Stillen ein wenig üben.“

Zugleich schritt die junge Störchin in wunderlichen Bewegungen durch das Feld. Der Kalif und Mansor sahen ihr verwundert nach. Als sie aber in malerischer Stellung auf einem Fuss stand und mit den Flügeln anmutig dazu wedelte, da konnten sich die Beiden nicht mehr halten; ein unaufhaltsames Gelächter brach aus ihren Schnäbeln her-

vor, von dem sie sich erst nach langer Zeit erholten. Der Kalif fasste sich zuerst wieder: "Das war einmal ein Spass," rief er, "der nicht mit Gold zu bezahlen ist. Schade! dass die dummen Tiere durch unser Gelächter sich haben verschrecken lassen, sonst hätten sie gewiss auch noch gesungen!"

Aber jetzt fiel es dem Grossvezier ein, dass das Lachen während der Verwandlung verboten war. Er teilte seine Angst deswegen dem Kalife mit. "Pots Mecca und Medina! Das wäre ein schlechter Spass, wenn ich ein Storch bleiben müsste! Besinne Dich doch auf das dumme Wort, ich bringe es nicht heraus". "Dreimal nach Osten müssen wir uns bücken und dazu sprechen: Mu—Mu—Mu—".

Sie stellten sich gen Osten und bückten sich in einem Fort, dass ihre Schnäbel die Erde berührten. Aber, o Jammer! das Zauberwort war ihnen entfallen und so oft sich auch der Kalif bückte, so sehnlich auch sein Vezier Mu—Mu dazu rief, jede Erinnerung daran war verschwunden, und der arme Chasid und sein Vezier waren und blieben Störche.

III.

Traurig wandelten die Verzauberten durch die Felder, sie wussten gar nicht, was sie in ihrem Elend anfangen sollten. Aus ihrer Storchenhaut konnten sie auch nicht, um sich zu erkennen zu geben, denn wer hätte einem Storch geglaubt, dass er der Kalif sei, und wenn man es auch geglaubt hätte, würden die Einwohner von Bagdad einen Storch zum Kalifen gewollt haben?

So schlichen sie mehrere Tage umher und ernährten sich kümmerlich von Feldfrüchten, die sie aber wegen ihrer langen Schnäbel nicht gut verspeisen konnten. Zu Eidechsen und Fröschen hatten sie übrigens keinen Appetit. Denn sie befürchteten, mit solchen Leckerbissen sich den Magen zu verderben. Ihr einziges Vergnügen in dieser traurigen Lage war, dass sie fliegen konnten, und so flogen sie oft auf die Dächer von Bagdad, um zu sehen, was darin vorging.

In den ersten Tagen bemerkten sie grosse Unruhe und Trauer in den Strassen. Aber ungefähr am vierten Tage nach ihrer Verzauberung sassen sie auf dem Palast des Kalifen, da sahen sie unten in der Strasse einen prächtigen Anzug. Trommeln und Pfeifen ertönten, ein Mann in einem goldgestickten Scharlachmantel sass auf einem geschmückten Pferd, umgeben von glänzenden Dienern. Halb Bagdad sprang ihm nach, und Alle schriegen: "Heil Mirza! dem Herrscher von Bagdad!" Da sahen die beiden Störche auf dem Dache des Palastes einander an, und der Kalif Chasid sprach: "Ahnst Du jetzt, warum ich verzaubert bin, Grossvezier? Dieser Mirza ist der Sohn meines Todfeindes, des mächtigen Zauberers Kaschnur, der mir in einer bösen Stunde Rache schwur. Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Komm mit mir, Du treuer Gefährte meines Elends, wir wollen zum Grabe des Propheten wandern, vielleicht dass an heiliger Stätte der Zauber gelöst wird".

Sie erhoben sich vom Dache des Palastes und flogen der Gegend von Medina zu.

Mit dem Fliegen wollte es aber nicht gar gut gehen, denn die beiden Störche hatten noch wenig Uebung. "O Herr," ächzte nach ein paar Stunden der Grossvezier, "ich halte es mit Eurer Erlaubnis nicht mehr lange aus, Ihr fliegt gar zu schnell! Auch ist es schon Abend, und

wir täten wohl, ein Unterkommen für die Nacht zu suchen.”

Chasid gab der Bitte seines Dieners Gehör; und da er unten im Tale eine Ruine erblickte, die ein Obdach zu gewähren schien, so flogen sie dahin. Der Ort, wo sie sich für diese Nacht niedergelassen hatten, schien ehemals ein Schloss gewesen zu sein. Schöne Säulen ragten unter den Trümmern hervor, mehrere Gemächer, die noch ziemlich erhalten waren, zeugten von der ehemaligen Pracht des Hauses. Chasid und sein Begleiter gingen durch die Gänge umher, um sich ein trockenes Plätzchen zu suchen: plötzlich blieb der Storch Mansor stehen. “Herr und Gebieter,” flüsterte er leise, “wenn es nur nicht töricht für einen Grossvezier, noch mehr aber für einen Storchen wäre, sich vor Gespenstern zu fürchten! Mir ist ganz unheimlich zu Mut, denn hier neben hat es ganz vernehmlich geseufzt und gestöhnt.” Der Kalif blieb nun auch stehen und hörte ganz deutlich ein leises Weinen, das eher einem Menschen, als einem Tiere anzugehören schien. Voll Erwartung wollte er der Gegend zugehen, woher die Klage-töne kamen; der Vezier aber packte ihn mit dem Schnabel am Flügel und bat ihn flehentlich, sich nicht in neue, unbekannte Gefahren zu stürzen. Doch vergebens! Der Kalif, dem auch unter dem Storchenflügel ein tapferes Herz schlug, riss sich mit Verlust einiger Federn los und eilte in einen finstern Gang. Bald war er an einer Türe angelangt, die nur angelehnt schien, und woraus er deutliche Seufzer, mit ein wenig Geheul, vernahm. Er stiess mit dem Schnabel die Türe auf, blieb aber überrascht auf der Schwelle stehen. In dem verfallenen Gemach, das nur durch ein kleines Gitterfenster spärlich erleuchtet war, sah er eine grosseachteule am Boden sitzen. Dicke Tränen rollten ihr aus den grossen runden Augen, und mit heiserer Stimme stiess sie ihre Klagen aus dem krummen Schna-

bel heraus. Als sie aber den Kalifen und seinen Vezier, der indes auch herbeigeschlichen war, erblickte, erhob sie ein lautes Freudengeschrei. Zierlich wischte sie mit dem braungefleckten Flügel die Tränen aus dem Auge, und zu dem grossen Erstaunen der Beiden rief sie in gutem, menschlichem Arabisch: "Willkommen, Ihr Störche, Ihr seid mir ein gutes Zeichen meiner Errettung, denn durch Störche werde mir ein grosses Glück kommen, ist mir einst prophezeit worden!"

Als sich der Kalif von seinem Erstaunen erholt hatte, bückte er sich mit seinem langen Hals, brachte seine dünnen Füsse in eine zierliche Stellung und sprach: "Nachteule! Deinen Worten nach darf ich glauben, eine Leidensgefährtin in Dir zu sehen. Aber ach! Deine Hoffnung, dass durch uns Deine Rettung kommen werde, ist vergeblich. Du wirst unsere Hülfslosigkeit selbst erkennen, wenn Du unsere Geschichte hörst". Dieachteule bat ihn zu erzählen, der Kalif aber hub an und erzählte, was wir bereits wissen.

IV.

Als der Kalif der Eule seine Geschichte vorgetragen hatte, dankte sie ihm und sagte: "Vernimm auch meine Geschichte und höre, wie ich nicht weniger unglücklich bin als Du. Mein Vater ist der König von Indien, ich, seine einzige unglückliche Tochter, heisse Lusa. Jener Zau-

berer Kaschnur, der Euch verzauberte, hat auch mich ins Unglück gestürzt. Er kam eines Tages zu meinem Vater und begehrte mich zur Frau für seinen Sohn Mirza. Mein Vater aber, der ein hitziger Mann ist, liess ihn die Treppe hinunter werfen. Der Elende wusste sich unter einer andern Gestalt wieder in meine Nähe zu schleichen, und als ich einst in meinem Garten Erfrischungen zu mir nehmen wollte, brachte er mir, als Sklave verkleidet, einen Trank bei, der mich in diese abscheuliche Gestalt verwandelte. Vor Schrecken ohnmächtig, brachte er mich hieher und rief mir mit schrecklicher Stimme in die Ohren:

“Da sollst Du bleiben, hässlich, selbst von den Tieren verachtet, bis an Dein Ende, oder bis Einer aus freiem Willen Dich, selbst in dieser schrecklichen Gestalt, zur Gattin begehrt. So räche ich mich an Dir und Deinem stolzen Vater.”

“Seitdem sind viele Monate verflossen. Einsam und traurig lebe ich als Einsiedlerin in diesem Gemäuer, verabscheut von der Welt, selbst den Tieren ein Greuel; die schöne Natur ist vor mir verschlossen, denn ich bin blind am Tage, und nur, wenn der Mond sein bleiches Licht über dies Gemäuer ausgiesst, fällt der verhüllende Schleier von meinem Auge.”

Die Eule hatte geendet und wischte sich mit dem Flügel wieder die Augen aus, denn die Erzählung ihrer Leiden hatte ihr Tränen entlockt.

Der Kalif war bei der Erzählung der Prinzessin in tiefes Nachdenken versunken. “Wenn mich nicht Alles täuscht,” sprach er, “so findet zwischen unserem Unglück ein geheimer Zusammenhang statt; aber wo finde ich den Schlüssel zu diesem Rätsel?” Die Eule antwortete ihm: “O Herr! auch mir ahnet dies; denn es ist mir einst in meiner frühesten Jugend von einer weisen Frau prophezeit worden, dass ein Storch mir ein grosses Glück bringen

werde, und ich wüsste vielleicht, wie wir uns retten könnten.“ „Der Kalif war sehr erstaunt und fragte, auf welchem Wege sie meine. „Der Zauberer, der uns Beide unglücklich gemacht hat,“ sagte sie, „kommt alle Monate einmal in diesem Ruinen. Nicht weit von diesem Gemach ist ein Saal. Dort pflegt er dann mit vielen Genossen zu schmausen. Schon oft habe ich sie dort belauscht. Sie erzählen dann einander ihre schändlichen Werke; vielleicht dass er dann das Zauberwort, das Ihr vergessen habt, ausspricht.“

„O teuerste Prinzessin,“ rief der Kalif, „sag an, wann kommt er, und wo ist der Saal?“

Die Eule schwieg einen Augenblick und sprach dann: „Nehmet es nicht ungütig, aber nur unter einer Bedingung kann ich Euren Wunsch erfüllen.“ „Sprich aus!“ schrie Chasid. „Befehl, es ist mir jede recht.“

„Nämlich ich möchte auch gerne zugleich frei sein; dies kann aber nur geschehen, wenn einer von Euch mir seine Hand reicht.“

Die Störche schienen über den Antrag etwas betroffen zu sein, und der Kalif winkte seinem Diener, ein wenig mit ihm hinaus zu gehen.

„Grossvezier,“ sprach vor der Türe der Kalif, „das ist ein dummer Handel, aber Ihr könntet sie schon nehmen.“

„So?“ antwortete dieser, „dass mir meine Frau, wenn ich nach Haus komme, die Augen auskratzt? Auch bin ich ein alter Mann, und Ihr seid noch jung und unverheiratet, und könnet eher einer jungen schönen Prinzessin die Hand geben“.

„Das ist es eben,“ seufzte der Kalif, indem er traurig die Flügel hängen liess, „wer sagt Dir denn, dass sie jung und schön ist? Das heisst die Katze im Sack kaufen!“

Sie redeten einander gegenseitig noch lange zu, endlich aber, als der Kalif sah, dass sein Vezier lieber

Storch bleiben, als die Eule heiraten wollte, entschloss er sich, die Bedingung lieber selbst zu erfüllen. Die Eule war hoch erfreut. Sie gestand ihnen, dass sie zu keiner bessern Zeit hätten kommen können, weil wahrscheinlich in dieser Nacht die Zauberer sich versammeln werden.

Sie verliess mit den Störchen das Gemach, um sie in jenen Saal zu führen; sie gingen lange in einem finstern Gang hin; endlich strahlte ihnen aus einer halb verfallenen Mauer ein heller Schein entgegen. Als sie dort angelangt waren, riet ihnen die Eule, sich ganz ruhig zu verhalten.

Sie konnten von der Lücke, an welcher sie standen, einen grossen Saal überschauen. Er war ringsum mit Säulen geschmückt und prachtvoll verziert. Viele farbige Lampen ersetzten das Licht des Tages. In der Mitte des Saales stand ein runder Tisch, mit vielen und ausgesuchten Speisen besetzt. Rings um den Tisch zog sich ein Sopha, auf welchem acht Männer sassen. In einem dieser Männer erkannten die Störche jenen Krämer wieder, der ihnen das Zauberpulver verkauft hatte. Sein Nebensitzer forderte ihn auf, ihnen seine neuesten Taten zu erzählen. Er erzählte unter andern auch die Geschichte des Kalifen und seines Veziers.

“Was für ein Wort hast Du ihnen denn aufgegeben ” fragte ihn ein anderer Zauberer. “Ein recht schweres lateinisches, es heisst MUTABOR.”

Als die Störche an ihrer Mauerlücke dieses hörten,

kamen sie vor Freude beinahe ausser sich. Sie liefen auf ihren lahgen Füßen so schnell dem Tore der Ruine zu, dass die Eule kaum folgen konnte. Dort sprach der Kalif gerührt zu der Eule: "Retterin meines Lebens und des Lebens meines Freundes, nimm zum ewigen Dank für das, was Du an uns getan, mich zum Gemahl an." Dann aber wandte er sich nach Osten. Dreimal bückten die Störche ihre langen Hälse der Sonne entgegen, die soeben hinter dem Gebirge heraufstieg; MUTABOR, riefen sie und im Nu waren sie verwandelt, und in der hohen Freude des neu geschenkten Lebens, lagen Herr und Diener lachend und weinend einander in den Armen. Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie sich umsahen? Eine schöne Dame, herrlich geschmückt, stand vor ihnen. Lächelnd gab sie dem Kalifen die Hand. "Erkennt Ihr Eure Nachteule nicht mehr?" sagte sie. Sie war es; der Kalif war von ihrer Schönheit und Anmut so entzückt, dass er ausrief: Es sei sein grösstes Glück, dass er Storch geworden sei.

Die Drei zogen nun mit einander auf Bagdad zu. Der Kalif fand in seinen Kleidern nicht nur die Dose mit Zauberpulver, sondern auch seinen Geldbeutel. Er kaufte daher im nächsten Orte, was zu ihrer Reise nötig war, und so kamen sie bald an die Tore von Bagdad. Dort aber erregte die Ankunft des Kalifen grosses Erstaunen. Man hatte ihn für tot ausgegeben, und das Volk war daher hoch erfreut, seinen geliebten Herrscher wieder zu haben.

Um so mehr aber entbrannte ihr Hass gegen den Betrüger Mirza. Sie zogen in den Palast und nahmen den alten Zauberer und seinen Sohn gefangen. Den Alten schickte der Kalif in dasselbe Gemach der Ruine, das die Prinzessin als Eule bewohnt hatte, und liess ihn dort aufhängen. Dem Sohne aber, welcher nichts von den Künsten des Vaters verstand, liess der Kalif die Wahl, ob er

sterben oder schnupfen wolle. Als er das Letztere wählte, bot ihm der Grossvezier die Dose. Eine tüchtige Prise und das Zauberwort des Kalifen verwandelte ihn in einen Storchen. Der Kalif liess ihn in ein eisernes Käfig sperren und in seinem Garten aufstellen.

Lange und vergnügt lebte Kalil Chasid mit seiner Frau, der Prinzessin; seine vergnügtesten Stunden waren immer die, wenn ihn der Grossvezier nachmittags besuchte; da sprachen sie dann oft von ihrem Storchenabenteuer, und wenn der Kalif recht heiter war, liess er sich herab, den Grossvezier nachzuahmen, wie er als Storch aussah. Er stieg dann ernsthaft, mit steifen Füßen im Zimmer auf und ab, klapperte, wedelte mit den Armen, wie mit Flügeln, und zeigte, wie jener sich vergeblich nach Osten geneigt und Mu—Mu— dazu gerufen habe. Für die Frau Kalifin und ihre Kinder war diese Vorstellung allemal eine grosse Freude; wenn aber der Kalif gar zu lange klapperte und nickte und Mu—Mu— schrie, dann drohte ihm der Vezier: Er wollte das, was vor der Türe der Prinzessin Nachteule verhandelt worden sei, der Frau Kalifin mitteilen.

DIE GESCHICHTE VON DEM GESPENSTERSCHIFF

Mein Vater hatte einen kleinen Laden in Balsora. Er war weder arm noch reich und einer von jenen Leuten, die nicht gerne etwas wagen, aus Furcht, das Wenige zu verlieren, das sie haben. Er erzog mich schlicht und recht und brachte es bald so weit, dass ich ihm an die Hand gehen konnte. Gerade als ich achtzehn Jahre alt war, und er eben die erste grössere Speculation machte, starb er, wahrscheinlich aus Gram, tausend Goldstücke dem Meere anvertraut zu haben. Ich musste ihn bald nachher wegen seines Todes glücklich preisen, denn wenige Wochen hernach lief die Nachricht ein, dass das Schiff, dem mein Vater seine Güter mitgegeben hatte, versunken sei. Meinen jugendlichen Mut konnte aber dieser Unfall nicht beugen. Ich machte Alles vollends zu Geld, was mein Vater hinterlassen hatte, und zog aus, um in der Fremde mein Glück zu probiren, nur von einem alten Diener meines Vaters begleitet, der sich aus alter Anhänglichkeit nicht von mir und meinem Schicksal trennen wollte.

Im Hafen von Balsora schifften wir uns mit günstigem Winde ein. Das Schiff, auf dem ich mich eingemietet hatte, war nach Indien bestimmt. Wir waren schon fünfzehn Tage auf der gewöhnlichen Strasse gefahren, als uns der Kapitän einen Sturm verkündete. Er machte ein bedenkliches Gesicht, denn es schien, er kannte in dieser Gegend das Fahrwasser nicht genug, um einem Sturme mit Ruhe begegnen zu können. Er liess alle Segel einziehen, und wir trieben ganz langsam hin. Die Nacht war angebrochen, war hell und kalt, und der Kapitän glaubte schon, sich in den Anzeichen des Sturmes getäuscht zu haben. Auf einmal schwebte ein Schiff, das wir vorher nicht gesehen hatten, dicht an dem unsrigen vorbei. Wildes Jauch-

zen und Geschrei erscholl von dem Verdeck herauf, worüber ich mich, zu dieser angstvollen Stunde vor einem Sturm, nicht wenig wunderte. Aber der Kapitän an meiner Seite wurde blass wie der Tod. "Mein Schiff ist verloren," rief er, "dort segelt der Tod!" Ehe ich ihn noch über diesen sonderbaren Ausruf belagen konnte, stürzten schon heulend und schreiend die Matrosen herein: "Habt Ihr ihn gesehen?" schrien sie, "jetzt ist's mit uns vorbei!"

Der Kapitän aber liess Trostsprüche aus dem Koran vorlesen und setzte sich selbst ans Steuerruder. Aber vergebens! Zusehends brauste der Sturm auf, und ehe eine Stunde verging, krachte das Schiff und blieb sitzen. Die Boote wurden ausgesetzt, und kaum hatten sich die letzten Matrosen gerettet, so versank das Schiff vor unsern Augen, und als ein Bettler fuhr ich in die See hinaus. Aber der Jammer hatte noch kein Ende. Fürchterlicher tobte der Sturm, das Boot war nicht mehr zu regieren. Ich hatte meinen alten Diener fest umschlungen, und wir versprachen uns, nie von einander zu weichen. Endlich brach der Tag an. Aber mit dem ersten Anblick der Morgenröte fasste der Wind das Boot, in welchem wir sassen, und stürzte es um. Ich habe keinen meiner Schiffsleute mehr gesehen. Der Sturz hatte mich betäubt; und als ich aufwachte, befand ich mich in den Armen meines alten, treuen Dieners, der sich auf das umgeschlagene Boot gerettet und mich nachgezogen hatte. Der Sturm hatte sich gelegt. Von unserem Schiff war nichts mehr zu sehen, wohl aber entdeckten wir nicht weit von uns ein anderes Schiff, auf das die Wellen uns hintrieben. Als wir näher hinzukamen, erkannte ich das Schiff als dasselbe, das in der Nacht an uns vorbeigefahren, und welches den Kapitän so sehr in Schrecken gesetzt hatte. Ich empfand ein sonderbares Grauen vor diesem Schiffe. Die Aeusserung des Kapitäns,

die sich so furchtbar bestätigt hatte, das öde Aussehen des Schiffes, auf dem sich, so nahe wir auch herankamen, so laut wir schrieten, Niemand zeigte, erschreckte mich. Doch es war dies unser einziges Rettungsmittel, darum priesen wir den Propheten, der uns so wundervoll erhalten hatte.

Am Vorderteil des Schiffes hing ein langes Tau herab. Mit Händen und Füßen ruderten wir darauf zu, um es zu erfassen. Endlich glückte es. Laut erhob ich meine Stimme, aber immer blieb es still auf dem Schiffe. Da klimmten wir an dem Tau hinauf, ich, als der Jüngste, voran. Aber Entsetzen! Welches Schauspiel stellte sich meinem Auge dar, als ich das Verdeck betrat! Der Boden war mit Blut gerötet, zwanzig bis dreissig Leichname in türkischen Kleidern lagen auf Boden, am mittleren Mastbaume stand ein Mann, reich gekleidet, den Säbel in der Hand, aber das Gesicht was blass und verzeitt, durch die Stirne ging ein grosser Nagel, der ihn an den Mastbaum heftete, auch er war tot. Schrecken fesselte meine Schritte, ich wagte kaum zu atmen. Endlich war auch mein Begleiter heraufgekommen. Auch ihn überraschte der Anblick des Verdecks, das gar nichts Lebendiges, sondern nur so viele schreckliche Leichname zeigte. Wir wagten es endlich, nachdem wir in der Seelenangst zum Propheten gefleht hatten, weiter vorzuschreiten. Bei jedem Schritte sahen wir uns um, ob nicht etwas Neues, noch Schrecklicheres sich darbiete. Aber Alles blieb, wie es war. Weit und breit nichts Lebendiges, als wir und das Weltmeer. Nicht einmal laut zu sprechen wagten wir, aus Furcht, der tote, am Mast angespiesste Capitano möchte seine starren Augen nach uns hindrehen, oder einer der Getöteten möchte seinen Kopf umwenden. Endlich waren wir bis an eine Treppe gekommen, die in den Schiffsraum führte. Unwillkürlich machten wir

dort Halt und sahen einander an, denn keiner wagte es recht, seine Gedanken zu äussern.

“O Herr,” sprach mein treuer Diener, “hier ist etwas Schreckliches geschehen. Doch, wenn auch das Schiff da unten voll Mörder steckt, so will ich mich ihnen doch lieber auf Gnade und Ungnade ergeben, als längere Zeit unter diesen Toten zubringen.” Ich dachte wie er, wir fassten ein Herz und stiegen voll Erwartung hinunter. Totenstille war aber auch hier, und nur unsere Schritte hallten auf der Treppe. Wir standen an der Türe der Kajüte. Ich legte mein Ohr an die Türe und lauschte: es war nichts zu hören. Ich machte auf. Das Gemach bot einen unordentlichen Anblick dar. Kleider, Waffen und anderes Geräte lagen untereinander. Nichts in Ordnung. Die Mannschaft oder wenigstens der Capitano, musste vor Kurzem gezecht haben, denn es lag Alles noch umher. Wir gingen weiter von Raum zu Raum, von Gemach zu Gemach, überall fanden wir herrliche Vorräte in Seide, Perlen, Zucker, u.s.w. Ich war vor Freude über diesen Anblick ausser mir, denn da Niemand auf dem Schiffe war, glaubte ich, Alles mir zueignen zu dürfen. Ibrahim aber machte mich aufmerksam darauf, dass wir wahrscheinlich noch sehr weit vom Lande seien, wohin wir allein und ohne menschliche Hülfe nicht kommen könnten.

Wir labten uns an den Speisen und Getränken, die wir in reichlichem Mass vorfanden, und stiegen endlich wieder aufs Verdeck. Aber hier schauderte uns immer die Haut ob dem schrecklichen Anblick der Leichen: Wir beschlossen, uns davon zu befreien und sie über Bord zu werfen. Aber wie schauerlich ward uns zu Mut, als wir fanden, dass sich keiner aus seiner Lage bewegen liess. Wie festgebannt lagen sie am Boden, und man hätte die Bretter des Verdecks ausheben müssen, um sie zu entfernen,

und dazu gebrach es uns an Werkzeugen. Auch der Capitano liess sich nicht von seinem Mast losmachen, nicht einmal seinen Säbel konnten wir der starren Hand entwenden. Wir brachten den Tag in trauriger Betrachtung unserer Lage zu, und als es Nacht zu werden anfang, erlaubte ich dem alten Ibrahim, sich schlafen zu legen, ich selbst aber wollte auf dem Verdeck wachen, um nach Rettung auszuspähen. Als aber der Mond heraufkam, und ich nach den Gestirnen berechnete, dass es wohl um die elfte Stunde sei, überfiel mich ein so unwiderstehlicher Schlaf, dass ich unwillkürlich hinter ein Fass, das auf dem Verdeck stand, zurückfiel. Doch war es mehr Betäubung als Schlaf, denn ich hörte deutlich die See an der Seite des Schiffes anschlagen und die Segel im Winde knarren und pfeifen. Auf einmal glaubte ich Stimmen und Männertritte auf dem Verdeck zu hören. Ich wollte mich aufrichten, um darnach zu schauen. Aber eine unsichtbare Gewalt hielt meine Glieder gefesselt, nicht einmal die Augen konnte ich aufschlagen. Aber immer deutlicher wurden die Stimmen, es war mir, als wenn ein fröhliches Schiffsvolk auf dem Verdeck sich umhertrieb. Mitunter glaubte ich, die kräftige Stimme eines Befehlenden zu hören, auch hörte ich Tauc und Segel deutlich auf und abziehen. Nach und nach aber schwanden mir die Sinne, ich versank in einen tieferen Schlaf, in dem ich nur noch ein Geräusch von Waffen zu hören glaubte, und erwachte erst, als die Sonne schon hoch stand und mir aufs Gesicht brannte. Verwundert schaute ich mich um, Sturm, Schiff, die Toten und was ich in der Nacht gehört hatte, kam mir wie ein Traum vor, aber als ich aufblickte, fand ich alles wie gestern. Unbeweglich lagen die Toten, unbeweglich war der Capitano an den Mastbaum geheftet. Ich lachte über meinen Traum und stand auf, um meinen Alten zu suchen.

Dieser sass ganz nachdenklich in der Kajüte. "O Herr!" rief er aus, als ich zu ihm hereintrat, "ich wollte lieber im tiefsten Grunde des Meeres liegen, als in diesem verhexten Schiffe noch eine Nacht zubringen." Ich fragte ihn nach der Ursache seines Kammers, und er antwortete mir: "Als ich einige Stunden geschlafen hatte, wachte ich auf und vernahm, wie man über meinem Haupte hin- und herlief. Ich dachte zuerst, Ihr wäret es, aber es waren wenigstens zwanzig, die oben umherliefen, auch hörte ich rufen und schreien. Endlich kamen schwere Tritte die Treppe herab. Da wusste ich nichts mehr von mir, nur hie und da kehrte auf einige Augenblicke meine Besinnung zurück, und da sah ich dann denselben Mann, der oben am Mast angenagelt ist, an jenem Tisch dort sitzen, singend und trinkend, aber der, der in einem roten Scharlachkleid nicht weit von ihm am Boden liegt, sass neben ihm und half ihm trinken." Also erzählte mir mein alter Diener.

Ihr könnt es mir glauben, meine Freunde, dass mir gar nicht wohl zu Mut war; denn es war keine Täuschung, ich hatte ja auch die Toten gar wohl gehört. In solcher Gesellschaft zu schiffen, war mir greulich. Mein Ibrahim aber versank in tiefes Nachdenken. "Jetzt hab' ich's!" rief er endlich aus; es fiel ihm nämlich ein Sprüchlein ein, das ihn sein Grossvater, ein erfahrener, weitgereister Mann, gelehrt hatte, und das gegen jeden Geister- und Zauberspuk helfen konnte; auch behauptete er, jenen unnatürlichen Schlaf, der uns befel, in der nächsten Nacht verhindern zu können, wenn wir nämlich recht fleissig Sprüche aus dem Koran beteten. Der Vorschlag des alten Mannes gefiel mir wohl. In banger Erwartung sahen wir die Nacht herankommen. Neben der Kajüte war ein kleines Kämmerchen, dorthin beschlossen wir uns zurückzuziehen. Wir bohrten mehrere Löcher in die Türe, hinlänglich gross,

um durch sie die ganze Kajüte zu überschauen ; dann verschlossen wir die Türe, so gut es ging, von innen, und Ibrahim schrieb den Namen des Propheten in alle vier Ecken. So erwarteten wir die Schrecken der Nacht. Es mochte wieder ungefähr elf Uhr sein, als es uns gewaltig zu schläfern anfang. Mein Gefährte riet mir daher, einige Sprüche des Korans zu beten, was mir auch half. Mit einem Male schien es oben lebhaft zu werden, die Taue knarrten, Schritte gingen über das Verdeck und mehrere Stimmen waren deutlich zu unterscheiden. Mehrere Minuten hatten wir so in gespannter Erwartung gesessen, da hörten wir etwas die Treppe der Kajüte herabkommen. Als dies der Alte hörte, fing er an, den Spruch, den ihn sein Grossvater gegen Spuk und Zauberei gelehrt hatte, herzusagen :

“Kommt Ihr herab aus der Luft,
Steigt Ihr aus tiefem Meer,
Schleift Ihr in dunkler Gruft,
Stammt Ihr vom Feuer her :
Allah ist Euer Herr und Meister,
Ihm sind gehorsam alle Geister.”

Ich muss gestehen, ich glaubte gar nicht recht an diesen Spruch, und mir stieg das Haar zu Berg, als die Türe aufflog. Hereintrat jener grosse, stattliche Mann, den ich am Mastbaum angenagelt gesehen hatte. Der Nagel ging ihm auch jetzt mitten durchs Hirn, das Schwert aber hatte er in die Scheide gesteckt. Hinter ihm trat noch ein anderer herein, weniger kostbar gekleidet ; auch ihn hatte ich oben liegen sehen. Der Capitano, denn dies war er unverkennbar, hatte ein bleiches Gesicht, einen grossen schwarzen Bart, wildrollende Augen, mit denen er sich im ganzen Gemach umsah. Ich konnte ihn ganz deutlich sehen, als er an unserer Türe vorüberging ; er aber schien gar nicht auf die Türe zu achten, die uns verbarg. Beide

setzten sich an den Tisch, der in der Mitte der Kajüte stand, und sprachen laut und fast schreiend mit einander in einer unbekannten Sprache. Sie wurden immer lauter und eifriger, bis endlich der Capitano mit geballter Faust auf den Tisch hineinschlug, dass das Zimmer dröhnte. Mit wildem Gelächter sprang der andere auf und winkte dem Capitano, ihm zu folgen. Dieser stand auf, riss seinen Säbel aus der Scheide und beide verliessen das Gemach. Wir atmeten freier, als sie weg waren; aber unsere Angst hatte noch lange kein Ende. Immer lauter und lauter ward es auf dem Verdeck. Man hörte eilends hin- und herlaufen und schreien, lachen und heulen. Endlich ging ein wahrhaft höllischer Lärm los, so dass wir glaubten, das Verdeck mit allen Segeln komme zu uns herab, Waffengeklirr und Geschrei—auf einmal aber tiefe Stille. Als wir es nach vielen Stunden wagten, hinaufzugehen, trafen wir alles wie sonst; nicht Einer lag anders als früher. Alle waren steif wie Holz.

So waren wir mehrere Tage auf dem Schiffe; es ging immer nach Osten, wohinzu, nach meiner Berechnung, Land liegen musste, aber wenn es auch bei Tag viele Meilen zurückgelegt hatte, bei Nacht schien es immer wieder zurückzukehren, denn wir befanden uns immer wieder am nämlichen Fleck, wenn die Sonne aufging. Wir konnten uns dies nicht anders erklären, als dass die Toten jede Nacht mit vollem Winde zurücksegelten. Um nun dies zu verhüten, zogen wir, ehe es Nacht wurde, alle Segel ein und wandten dasselbe Mittel an, wie bei der Türe in der Kajüte; wir schrieben den Namen des Propheten auf Pergament und auch das Sprüchlein des Grossvaters dazu und banden es um die eingezogenen Segel. Aengstlich warteten wir in unserem Kämmerchen den Erfolg ab. Der Spuk schien diesmal noch ärger zu toben, aber siehe, am andern Morgen waren die Segel noch

aufgerollt, wie wir sie verlassen hatten. Wir spannten den Tag über nur so viele Segel auf, als nötig waren, das Schiff sanft fortzutreiben, und so legten wir in fünf Tagen eine gute Strecke zurück.

Endlich am Morgen des sechsten Tages entdeckten wir in geringer Ferne Land, und wir dankten Allah und seinem Propheten für unsere wunderbare Rettung. Diesen Tag und die folgende Nacht trieben wir an einer Küste hin, und am siebenten Morgen glaubten wir in geringer Entfernung eine Stadt zu entdecken; wir liessen mit vieler Mühe einen Anker in die See, der alsobald Grund fasste, legten ein kleines Boot, das auf dem Verdeck stand, aus und ruderten mit aller Macht der Stadt zu. Nach einer halben Stunde liefen wir in einen Fluss ein, der sich in die See ergoss, und stiegen ans Ufer. Im Stadttor erkundigten wir uns, wie die Stadt heisse, und erfuhren, dass es eine indische Stadt sei, nicht weit von der Gegend, wohin ich zuerst zu schiffen Willens war. Wir begaben uns in eine Karavanserei und erfrischten uns von unserer abenteuerlichen Reise. Ich forschte daselbst auch nach einem weisen und verständigen Manne, indem ich dem Wirt zu verstehen gab, dass ich einen solchen haben möchte der sich ein wenig auf Zauberei verstehe. Er führte mich in eine abgelegene Strasse, an ein unscheinbares Haus, pochte an, und man liess mich eintreten mit der Weisung, ich solle nur nach Mullen fragen.

In dem Hause kam mir ein altes Männlein mit gravem Bart und langer Nase entgegen und fragte nach meinem Begehr. Ich sagte ihm, ich suchte den weisen Mullen, und er antwortete mir, er sei es selbst. Ich fragte ihn nun um Rat, was ich mit den Toten machen solle, und wie ich es angreifen müsse, um sie aus dem Schiff zu bringen. Er antwortete mir, die Leute des Schiffes seien wahrscheinlich wegen irgend eines Frevels auf das Meer

verzaubert ; er glaube, der Zauber werde sich lösen, wenn man sie ans Land bringe ; dies könne aber nicht geschehen, als wenn man die Bretter, auf denen sie liegen, losmache. Mir gehöre, von Gott und Rechts wegen, das Schiff sammt allen Gütern, weil ich es gleichsam gefunden habe ; doch solle ich Alles sehr geheim halten, und ihm ein kleines Geschenk von meinem Ueberfluss machen, er wolle dafür mit seinen Sklaven mir behülflich sein, die Toten wegzuschaffen. Ich versprach, ihn reichlich zu belohnen, und wir machten uns mit fünf Sklaven, die mit Sägen und Beilen versehen waren, auf den Weg. Unterwegs konnte der Zauberer Mulu unsern glücklichen Einfall, die Segel mit den Sprüchen des Korans zu umwinden, nicht genug loben. Er sagte, es sei dies das einzige Mittel gewesen, uns zu retten.

Es war noch ziemlich früh am Tage, als wir beim Schiff ankamen. Wir machten uns Alle sogleich ans Werk, und in einer Stunde lagen schon vier in dem Nachen. Einige der Sklaven mussten sie ans Land rudern, um sie dort zu verscharren. Sie erzählten, als sie zurückkamen, die Toten haben ihnen die Mühe des Begrabens erspart, indem sie, so wie man sie auf die Erde gelegt habe, in Staub zerfallen seien. Wir fuhren fort, die Toten abzusägen, und vor Abend waren alle ans Land gebracht. Es war endlich keiner mehr am Bord als der welcher am Mast angenagelt war. Umsonst suchten wir den Nagel aus dem Holze zu ziehen, keine Gewalt vermochte ihn auch nur ein Haarbreit zu verrücken. Ich wusste nicht, was anzufangen war, man konnte doch nicht den Mastbaum abhauen, um ihn ans Land zu führen. Doch aus dieser Verlegenheit half Mulu. Er liess schnell einen Sklaven ans Land rudern, um einen Topf mit Erde zu bringen. Als dieser herbeigeholt war, sprach der Zauberer geheimnisvolle Worte darüber aus und schüttete die

Erde auf das Haupt des Toten. Sogleich schlug dieser die Augen auf, holte tief Atem, und die Wunde des Nagels in seiner Stirne fing an zu bluten. Wir zogen den Nagel jetzt leicht heraus, und der Verwundete fiel einem der Sklaven in die Arme.

“Wer hat mich hieher geführt?” sprach er, nachdem er sich ein wenig erholt zu haben schien. Mulen zeigte auf mich, und ich trat zu ihm. “Dank Dir, unbekannter Fremdling, Du hast mich von langen Qualen errettet. Seit fünfzig Jahren schifft mein Leib durch diese Wogen, und mein Geist war verdammt, jede Nacht in ihn zurückzukehren. Aber jetzt hat mein Haupt die Erde berührt, und ich kann versöhnt zu meinen Vätern gehen.” Ich bat ihn, uns doch zu sagen, wie er zu diesem schrecklichen Zustande gekommen sei, und er sprach: “Vor fünfzig Jahren war ich ein mächtiger angesehenen Mann und wohnte in Algier; die Sucht nach Gewinn trieb mich, ein Schiff auszurüsten und Seeraub zu treiben. Ich hatte dieses Geschäft schon einige Zeit fortgeführt, da nahm ich einmal auf Zante einen Derwisch an Bord, der umsonst reisen wollte. Ich und meine Gesellen waren rohe Leute und achteten nicht auf die Heiligkeit des Mannes, vielmehr trieb ich mein Gespött mit ihm. Als er aber einst in heiligem Eifer mir meinen sündigen Lebenswandel verwiesen hatte, übermannte mich nachts in meiner Kajüte, als ich mit meinem Steuermann viel getrunken hatte, der Zorn. Wütend über das, was mir ein Derwisch gesagt hatte, und was ich mir von keinem Sultan hätte sagen lassen, stürzte ich aufs Verdeck und stieß ihm meinen Dolch in die Brust. Sterbend verwünschte er mich und meine Mannschaft, nicht sterben und nicht leben zu können, bis wir unser Haupt auf die Erde legen. Der Derwisch starb, und wir warfen ihn in die See und verlachten. Aber noch in derselben Nacht erfüllten sich seine Worte. Ein Teil meiner

Mannschaft empörte sich gegen mich. Mit fürchterlicher Wut wurde gestritten, bis meine Anhänger unterlagen, und ich an den Mast genagelt wurde. Aber auch die Empörer unterlagen ihren Wunden, und bald war mein Schiff nur ein grosses Grab. Auch mir brachen die Augen, mein Atem hielt an, und ich meinte zu sterben. Aber es war nur eine Erstarrung, die mich gefesselt hielt; in der nächsten Nacht, zur nämlichen Stunde, da wir den Derwisch in die See geworfen, erwachte ich und alle meine Genossen, das Leben war zurückgekehrt; aber wir konnten nichts tun und sprechen, als was wir in jener Nacht gesprochen und getan hatten. So segeln wir seit fünfzig Jahren, können nicht leben, nicht sterben; denn wie konnten wir das Land erreichen? Mit toller Freude segelten wir allemal mit vollen Segeln in den Sturm weil wir hofften, endlich an einer Klippe zu zerschellen, und das müde Haupt auf dem Grund des Meeres zur Ruhe zu legen. Es ist uns nicht gelungen. Jetzt aber werde ich sterben. Noch einmal meinen Dank, unbekannter Retter, wenn Schätze Dich lohnen können, so nimm mein Schiff, als Zeichen meiner Dankbarkeit."

Der Capitano liess sein Haupt sinken, als er so gesprochen hatte, und verschied. Sogleich zerfiel er auch, wie seine Gefährten, in Staub. Wir sammelten diesen in ein Kästchen und begruben ihn am Lande; aus der Stadt nahm ich aber Arbeiter, die mir mein Schiff in guten Zustand setzten. Nachdem ich die Waaren, die ich an Bord hatte, gegen andere mit grossem Gewinn eingetauscht hatte, mietete ich Matrosen, beschenkte meinen Freund Mulen reichlich und schiffte mich nach meinem Vaterlande ein. Ich machte aber einen Umweg, indem ich an vielen Inseln und Ländern landete und meine Waaren zu Markt brachte. Der Prophet segnete mein Unternehmen. Nach dreiviertel Jahren lief ich noch einmal so reich, als mich

der sterbende Capitän gemacht hatte, in Balsora ein. Meine Mitbürger waren erstaunt über meine Reichtümer und mein Glück und glaubten nicht anders, als ich habe das Diamantental des berühmten Reisenden Sindbad gefunden. Ich liess sie in ihrem Glauben; von nun an aber mussten die jungen Leute von Balsora, wenn sie kaum achtzehn Jahre alt waren, in die Welt hinaus, um, gleich mir, ihr Glück zu machen. Ich aber lebte ruhig und in Frieden und alle fünf Jahre machte ich eine Reise nach Mecca, um dem Herrn an heiliger Stätte für seinen Segen zu danken, und für den Capitano und seine Leute zu bitten, dass er sie in sein Paradies aufnehme.

WALLENSTEIN

Albrecht Wenzel Eusebius Baron von Waldstein oder Wallenstein entstammte einem alten böhmischen Geschlecht, dessen Name schon im zwölften Jahrhundert zu finden ist. Er war am 15. September 1583 geboren und kam zwei Monate zu früh auf die Welt. Seine Eltern waren Protestanten, und beide verlor er bald, den Vater, als er zehn, die Mutter, als er zwölf Jahre alt war. Sein Oheim, Albrecht Slavata, liess ihn in der Schule der böhmischen Brüdergemeinde unterrichten, aber ein zweiter Oheim, Johann von Ricam, nahm ihn von dort weg und brachte ihn in das adelige Jesuitenkonvikt nach Olmütz, wo ihn Pater Pachta der katholischen Kirche zuführte.

Die im Volk verbreiteten Sagen über den hochfahrenden und trotzigsten Sinn Wallensteins beschäftigten sich auch mit seiner Kindheit. So hiess es, es habe ihm einst auf der Schule zu Goldberg geträumt, dass Lehrer und Schüler, ja selbst die Bäume des Waldes sich vor ihm verneigt hätten, und als er diesen Traum erzählte, sei er lebhaft verspottet worden.

Von Olmütz aus ging er auf Reisen; er machte mit einem reichen jungen Edelmann aus Mähren die europäische Kavaliertour nach Holland, England, Frankreich und Italien. Ihr gelehrter Begleiter war der Mathematiker und Astrolog Verdungs, ein Franke; durch ihn und den Professor Argoli in Padua wurde Wallenstein in die geheimen Wissenschaften der Sterne und in die Kabbala eingeweiht. Nach seiner Rückkehr diente er dem Kaiser Rudolf gegen die Türken und dem König Ferdinand unter

Dampierre gegen die Venezianer. In diesem Feldzug konnte er schon ein Dragonerregiment auf eigene Kosten stellen, denn er war durch die Heirat mit einer begüterten alten Witwe zu Vermögen gekommen. Lukrezia von Landeck hiess die Frau; um seine Neigung zu gewinnen hatte sie ihm einen Liebestrank eingegeben, der ihm fast den Tod gebracht hätte. Sie lebte nur wenige Monate an seiner Seite.

Nach der Kampagne gegen Venedig erhob ihn der Kaiser Mathias in den Freiherrenstand und ernannte ihn zum Obrist, Hofkriegsrat und Kämmerer. Beim Ausbruch der böhmischen Unruhen waren seine Fähigkeiten schon anerkannt; die Böhmen wollten ihn zu ihrem General machen. Er blieb aber dem Kaiser treu und flüchtete von Olmütz aus mit der Kriegskasse nach Wien. Im Jahre der Prager Schlacht erhielt er die Reichsgrafenwürde, und nach dem Nikolsburger Frieden schenkte ihm der Kaiser die an Schlesien und an die Lausitz grenzende Herrschaft Friedland, die aus neun Städten und siebenundfünfzig Dörfern und Schlössern bestand; seitdem hiess man ihn nur den "Friedländer". Auch wurde er Fürst des Reiches. Sein Vermögen entsprach der fürstlichen Würde; er war allmählich durch den Ankauf konfiszierter Güter, die um einen Spottpreis zu haben waren, der reichste Grundherr Böhmens geworden. Er betrieb den Güterschacher im allergrössten Stil, denn er verkaufte auch wieder. Um dieses Freiwerden adeliger Besitztümer verständlich zu machen, ist es notwendig, auf die Ursache hinzuweisen.

Als Ferdinand im Jahre 1619 seinem Vetter Mathias folgte, war er bereits einundvierzig Jahre alt, ein kleiner, korpulenter Herr von gesunder Leibesbeschaffenheit und gemässigter Lebensführung. Der beherrschende Zug seines Wesens war die Frömmigkeit. Khevenhüller schildert

ihn, wie er einmal während einer Jagd den Trägern des heiligen Sakraments begegnete, umkehrte und barhäuptig bis an das Lager des Sterbenden folgte. Was Philipp II. für Spanien gewesen, wollte er für Deutschland sein. "Besser eine Wüste, als ein Land voll Ketzer," war sein Wahlspruch. Die Priester waren für ihn die Stimme Gottes, und jeden einzelnen verehrte er als überirdische Erscheinung. "Tritt mir ein Priester und ein Engel zugleich in den Weg," so soll er sich einst geäußert haben, "so werde ich dem Priester zuerst meine Ehrfurcht erweisen." Dies galt freilich nur für die spanisch-aristokratischen Geistlichen, die sich zu dem System der unbedingten Ketzer ausgerottung bekannten. Er hörte alle Tage zwei Messen in der kaiserlichen Kapelle, am Sonntag ausserdem die Messe in der Kirche, eine deutsche und eine italienische Predigt und nachmittags die Vesper; während der Adventszeit versäumte er keine Frühmesse, und an allen Prozessionen nahm er zu Fusse teil. Seine Gewissensräte, die Jesuiten Lamormain und Weingärtner, hatten sein ganzes Herz in der Hand und lenkten es, wie der Orden wollte. Er war stark durch seinen Starrsinn. Alles Unglück ertrug er mit der Geduld des Hasses, den er gegen die Ketzer empfand; all das selbstverschuldete, durch Mangel an Treu und Glauben herbeigeführte Unglück erschien ihm als eine vorübergehende Prüfung Gottes. Er war der unversöhnliche Feind der Protestanten in Deutschland und Böhmen; die Rache, die er an ihnen üben wollte, war der Mittelpunkt seiner Gedanken und Gefühle.

Nach des Kaisers Mathias Tode zog das böhmische Protestantenheer gegen Wien. Ferdinand befand sich in der Hofburg. Er war ohne Soldaten und ohne Geld. Er schien verloren. Seine Räte drängten ihn nach Tirol zu fliehen, selbst die Jesuiten stimmten für Nachgiebigkeit. Ferdinand weigerte sich. Die Lage war furchtbar; Ge-

schosse flogen in die kaiserlichen Fenster, Ferdinand musste sein Wohnzimmer verlassen. Er betete gegen seinen Feind. Seine Bedrängnis nutzend, erschienen sechzehn protestantische Herren der österreichischen Stände vor ihm und forderten, er solle seine Einwilligung zu der Union mit den Böhmen geben. Ferdinand weigerte sich, die Schrift zu unterzeichnen. Da fasste Andreas Thonradel den Kaiser bei den Wamsknöpfen und rief ihm zu: "Nandl, gib dich, du musst unterschreiben." In diesem Augenblick schmetterten Trompeten im Burghof; es waren die Dampierreschen Kürassiere, die durch das Wassertor in die Stadt gedrungen waren. Sie retteten den Kaiser. Furcht und böses Gewissen trieben die Herren von der protestantischen Adelskirche aus Wien. Der böhmische General hatte die Gelegenheit versäumt, und Ferdinand entschloss sich rasch und kühn, nach Frankfurt zu reisen und sich dort zum Kaiser krönen zu lassen. Aber gerade in dieser Zeit sprachen ihm die Böhmen in Prag die königliche Würde ab. Sie entsetzten ihn als einen Erbfeind der Gewissensfreiheit, als einen Sklaven Spaniens und der Jesuiten, und sie wählten an seiner Statt den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum König, ein unglücklicher Schritt, der die Erbitterung aller drei Religionsparteien auf die Spitze trieb, denn Friedrich war Calvinist, und nach Luthers Wort waren die Calvinisten siebenmal ärger als die Päpstlichen.

Friedrich war ein schöner, stattlicher und galanter Mensch von dreiundzwanzig Jahren. Als er zu Umberg die Nachricht erhielt, dass er König geworden sei, war er betroffen und konnte keinen Beschluss fassen. Erst auf das dritte Schreiben der Böhmen reiste er nach Prag und war nun guten Mutes. Er verliess sich auf seinen mächtigen Schwiegervater, den König von England, er verliess sich auf die Hilfe der deutschen Städte, der Hugenotten in

Frankreich und der Graubündtner, die ihm versprochen, den spanischen Armeen die Pässe zu sperren, und am meisten verliess er sich auf seine Jugend.

Doch war er von Anfang an ein verlorener Mann. Wohl stand er an der Spitze einer evangelischen Union, viel mächtiger aber war die Vereinigung der katholischen Fürsten, welchen aus Hass gegen die Calvinisten auch der protestantische Kurfürst Johann von Sachsen sich gesellte, und als nun gar der König von Frankreich Gesandte an die Fürsten der Union schickte, um sie von Friedrich abzubringen, machten diese ihren Frieden mit der katholischen Liga, und von allen verlassen, sah Friedrich von allen Seiten her die Feinde gegen sich losstürmen. Er hatte es nicht verstanden, die böhmischen Herren zu gewinnen; er hatte es nicht verstanden, sich bei diesen Aristokraten in Respekt zu setzen, die einen König nur zum Schein haben wollten, und dass er ihnen ihre krummen Sachen gerade biege. Sie hatten nur ihre Feudalrechte, Freiheiten und Privilegien im Sinn, nannten den Kaiser einen blinden Hund, den Herzog Max die bayrische Sau und den Kurfürsten von Sachsen den meineidigen, trunkenen Klotz, und als Friedrich sie einmal um sieben Uhr früh zu einer Ratsversammlung bescheiden liess, wurde ihm erklärt, zu solcher Tageszeit könnten sie nicht kommen, der Mensch müsse nach der Arbeit seine Ruhe haben.

In der Stadt herrschte die grösste Unsicherheit. Jeden Tag wurden ein paar Menschen ermordet. Ehebruch und Hurerei wurden zur Plage. Die Ernstgesinnten fanden sich durch Friedrichs Vorliebe für französische Sprache, französische Sitten und Moden beleidigt. Man verspottete ihn, wenn er im rotsamtenen Pelz, mit weissem Hut und gelben Federn abends im Schlitten durch die Stadt fuhr. Aber am meisten verdarb er seine Sache dadurch, dass er die Bilderstürmerei zuliess. Allenthalben wurden

die Altäre zerstört, die Kruzifixe zerschlagen, die Gräber der Schutzpatrone ausgerissen und beraubt, die Geräte weggeführt, die schönen Stoffe verbrannt und das geschnitzte Holzwerk zerhackt. Als das grosse steinerne Kruzifix auf der Moldaubrücke fallen sollte, entstand ein Aufruhr, und man musste der Wache befehlen, jeden in den Fluss zu werfen, der die Statue anzutasten wage.

So standen die Dinge, als Max und Tilly heranzogen, die glühenden Katholiken, die vor Eifer brannten, die böhmische Hauptstadt den Klauen des Ketzers zu entreissen. Die Jahreszeit war vorgerückt, es fing an rauh und kalt zu werden. Der General Boucquoy war gegen rasche Massregeln, aber Tilly rief jederzeit im Kriegsrat, wo er vor Ingrim und Ungeduld stets etwas zu zerknittern oder zu zerreißen pflegte: "Prag, Prag." Im Frühnebel des 8. November stand die ligistische Armee endlich vor Prag. Der Morgen war bitterkalt, der Boden festgefroren. Abermals wollte Boucquoy den entscheidenden Schlag nicht wagen. Da trat ein spanischer Karmelitermönch auf, riss ein von den Böhmen verstümmeltes Marienbild aus der Kutte und hielt es hoch empor. Herzog Max rief überlaut: "Heilige Maria!" und "heilige Maria" wurde das Feldgeschrei des Tages. Es war Mittag, und die Sonne trat aus den Nebeln. Das Vorrücken zur Schlacht geschah in Massenvierecken des Fussvolks, die Reiterei zog auf beiden Flügeln mit. Die böhmischen Kanonen schossen in die Vierecke, und die ungarischen Reiter machten einen Angriff. Boucquoy und Herzog Max, die sich im Rücken der Armee befanden, hielten die Fliehenden mit dem Degen in der Faust auf. Nun führte der Reiteroberst Pappenheim seine Kürassiere gegen die Ungarn. Ein junger polnischer Lancier erstach das Pferd des den Böhmen verbündeten Herzogs von Anhalt. Er stürzte und wurde gefangen. Dieser Zufall war entscheid-

end. Die Ungarn ergriffen die Flucht, ihre Flucht verwirrte die ganze böhmische Schlachtordnung, und die Neapolitaner erstürmten die Schanzen und nahmen die Batterien. Die Schlacht war nach einer Stunde zu Ende. Eine einzige Stunde hatte das Schicksal Böhmens, ja das Schicksal Deutschlands für Jahrhunderte entschieden.

Im königlichen Tiergarten hatte Pappenheim gegen eine auserwählte Schar von jungen Adeligen gekämpft. Mit zahllosen Hieb- und Stichwunden bedeckt, fiel er und lag die ganze kalte Novembernacht hindurch ohne Bewusstsein unter Leichen und Pferden. Am andern Morgen kam ein Kroat über ihn. Er biss ihn in den Finger, weil der schöne Ring, den er trug, sich nicht anders wollte abziehen lassen. Das herzhafte Zubeissen des wilden Mannes brachte Pappenheim wieder ins Leben. Er blickte den Kroaten finster an und fragte: "Kerl, was willst du?" Der Kroat erwiderte: "Du hast gute Kleider an, du musst sterben." Obgleich halbtot, versetzte ihm Pappenheim eine gewaltige Ohrfeige, versprach aber dann, ihn gut zu belohnen, wenn er ihn zu einem Wundarzt führe. Der Kroat willfahrte.

Am Morgen nach der Schreckensnacht stieg Friedrich, der Winterkönig, in den Reisewagen, liess alles im Stich, Krone, Kleinodien, Archiv und geheime Kanzlei, und fuhr über Breslau und Berlin nach Holland.

Die Rache des Kaisers war glänzend. Er wartete; er wartete sieben Monate lang. Er wollte die böhmischen Landherren sorglos machen und die Vögel sicher ins Garn locken. Es gelang ihm nur zu gut. Max und Tilly hatten Amnestie verbürgt. Tilly gab den Rat, die Stände nicht zur Verzweiflung zu treiben; aber die Klugen, die den Kaiser lenkten, waren der Meinung, dass Leute, die ein schlechtes Gewissen haben, keine verzweifelten Schritte tun, sondern dass solche Leute es lieben, sich zu ducken.

Eines Tages wurden plötzlich achtundvierzig Häupter des Ausstandes verhaftet und auf den Hradschin gefangengesetzt. Noch hatte Ferdinand seine Bedenken, ob er mit den Rebellen auf spanische Art verfahren solle. Der Jesuit Lamormain machte dem Spintisieren ein Ende, indem er erklärte, er nehme alles auf sein Gewissen. Am andern Morgen war der Blutbote auf dem Wege nach Prag, um dem Statthalter die kaiserlichen Befehle zu überbringen.

Schlag vier Uhr früh ertönte der Knall einer Kartaune vom Hradschin. Die Gefangenen, von einer Reiterschwadron und zweihundert Musketieren begleitet, wurden in bedeckten Wagen zur Altstadt heruntergeführt. Der Richtplatz war unmittelbar vor dem Rathaus, gegenüber der Theinkirche, wo der goldene Hussitenkelch mit dem Schwerte stand. Das Schafott war mit rotem Tuch behangen; auf einer Bühne unter einem Baldachin sass der Statthalter und elf vom Kaiser verordnete Kommissarien. Es war ein regnerischer Junimorgen, aber zum Trost der Märtyrer spannte sich ein schöner Regenbogen über den Lorenzberg.

Der Scharfrichter köpfte innerhalb vier Stunden vierundzwanzig Personen, drei wurden gehenkt. Es waren lauter protestantische Köpfe bis auf den des Grafen Czernin, der Katholik war. Er musste sterben, weil man den Schein retten wollte, dass das Blutgericht keine Religionsverfolgung, sondern eine abgedrungene politische Massregel sei. Es waren meist ganz alte Leute, die exekutiert wurden; zehn von ihnen zählten zusammen über siebenhundert Jahre.

Der Kaiser tat noch ein übriges für die Opfer: er betete, während sie hingerichtet wurden. Er hatte zu diesem Zweck eine Wallfahrt nach Mariazell angetreten, lag vor dem Bild der Mutter Gottes auf den Knien und

flehte, dass die Böhmen noch vor ihrem Tod in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt werden möchten.

Elf Monate nach dem Bluttag liess Ferdinand einen Generalpardon verkündigen. Wer sich schuldig fühlte, sollte sich selbst anklagen, um die kaiserliche Verzeihung zu erhalten. Die Vögel liefen ins Garn. Siebenhundertachtundzwanzig Herren vom Adel, Ritter und Barone, stellten sich freiwillig. Sofort wurden ihre Güter konfisziert. Theils ganz, theils halb, theils ein Drittel. Im kaiserlichen Kabinett fehlte es an Geld. Die konfiszierten Vermögen ergaben die Summe von dreiundvierzig Millionen Gulden, eine ungeheure Summe für jene Zeit. Sie erlaubte dem Kaiser, den Krieg fortzusetzen. Alle Güter kamen in andere Hände. Es wechselte der ganze Besitzstand. Hundertundfünfundachtzig adelige Geschlechter und viele Tausende von Bürgerfamilien verliessen die Heimat und wanderten ins Ausland, und ganz Böhmen, ganz Mähren und ganz Oesterreich wurde mit Gewalt wieder katholisch gemacht.

Der Antcil Wallensteins an der Rebellenbeute betrug nahezu ein Drittel. Sein Reichtum spielte eine wichtige Rolle in den Ereignissen der Zeit. Denn als in Deutschland der Krieg erwachte, als der König von Dänemark sich mit Mansfeld und dem Herzog von Braunschweig verband, als Holland, England und Frankreich sich anschickten, den Protestanten gegen das Haus Habsburg Hilfe zu leisten, sah sich der Kaiser ohne genügende Mittel zur Ausrüstung und Besoldung eines grossen Heeres. Da erbot sich Wallenstein, der unterdessen durch die Heirat mit der Gräfin Harrach, der Tochter eines Günstlings des Kaisers, höfische Beziehungen erlangt hatte, zum Helfer. Wallenstein wollte den Krieg in grossem Stile führen. Der Kaiser befahl ihm, ein Heer von zwanzigtausend Mann zu werben.

Dies schlug er aus. Ein Heer von vierzig- bis fünfzigtausend Mann wollte er stellen, denn ein solches Heer, meinte er, werde sich selbst zu ernähren wissen. Er erhielt darauf die Vollmacht für diese Zahl und zugleich den unbeschränkten Oberbefehl als Generalissimus des Kaisers. Wenige Monate vergingen, und die Armee war beisammen. Sein Name lockte; nicht bloss unbeschäftigte und hungrige Menschen traten unter seine Fahnen, sondern es kamen auch als Offiziere Männer von höchstem Rang. Das Hauptquartier des Heeres war in Eger.

Wallenstein war zum Kriegsfürsten geboren. Er trat im höchsten Prunk auf und imponierte durch seinen Luxus, durch ein glänzendes Gepränge, das jeden blendete, der ihm nahte. Er wusste die stärksten Leidenschaften der Menschen zu erregen und sie dadurch auf Tod und Leben sich dienstbar zu machen. Seine Belohnungen waren königlich, seine Tafel bot unerschöpfliche Genüsse. Unter der einzigen Bedingung der strengsten Disziplin liess er alle Ausschweifungen seiner Soldaten hingehen. Sein Lager war das lustigste, das Soldaten haben konnten. Er duldete einen riesigen Train von Bedienten, Trossbuben, Fuhrknechten und Weibern, nur Pfaffen duldete er im Lager nicht. Freibeuter aller Konfessionen und jeden Standes zogen ihm zu. Sein scharfes Auge erkannte den Tüchtigen auf den ersten Blick; der gemeinste Mann vermochte die höchste Stellung zu erringen. Jede heroische Tat wurde durch Beförderung und Geschenke ausgezeichnet, aber der Feigling musste sterben, und über den Ungehorsamen erging der Befehl, der als Kriegsgerichtsspruch galt: Lasst die Bestie hängen.

Er verachtete die Menschen. Sie waren ihm nur Werkzeuge zu seinen Zwecken. Als ihm einmal Gustav Adolf vor einer Schlacht den Antrag machen liess, dass man im äussersten Fall einander Pardon geben möge,

antwortete er: "Die Truppen sollen entweder **kombatieren** oder **krepieren**."

Schon sein Aeussers flosste Ehrerbietung und Scheu ein: eine lange, hagere, stolze Gestalt, das Gesicht immer ernst, bleich oder gelb, die Stirn hoch und gebieterisch, das schwarze Haar kurz abgeschnitten und aufwärtsstehend, die Augen klein, schwarz und feurigstechend, der Blick finster und voll Argwohn, Lippen und Kinn mit starkem Schnurr- und Knebelbart bedeckt. Seine gewöhnliche Tracht war ein Reiterrock von Elensleder, darüber ein weisses Wams, Mantel und Beinkleider von Scharlach, ein breiter, nach spanischer Art gekräuselter Halskragen, Korduansstiefel, die des Podagras wegen mit Pelz gefüttert waren, und eine lange, rote Feder auf dem Hut.

Mochte es im Lager noch so laut hergehen, in seiner Nähe musste alles still sein, seine unmittelbare Umgebung musste die tiefste Ruhe bewahren. Weder Wagengrassel noch Stimmen im Vorzimmer konnte er ertragen. Man sagt, er habe einen Kammerdiener aufknüpfen lassen, der ihn ohne Befehl geweckt, und einen Offizier heimlich umbringen lassen, weil er mit lautklirrenden Sporen vor ihn getreten sei. Er war immer in sich selbst versunken, in sich selbst webend und brütend, nur mit seinen Plänen und Entwürfen beschäftigt. Er forschte unermüdlich und war unablässig tätig, aber immer nur aus sich selbst heraus und fremde Einflüsse schroff abwehrend. Er konnte es nicht einmal leiden, dass man ihn anblickte, wenn er seine Befehle gab; wenn er durch die Gassen des Lagers hindurchschritt, mussten die Soldaten so tun, als bemerkten sie ihn nicht. Ein wunderliches Grauen überfiel die Leute, wenn seine hagere Gestalt gespenstergleich vorüberging. Es umgab ihm etwas Geheimnisvolles, Feierliches und Banges. Er schritt eingehüllt in diese Zauber, und sie bildeten einen Nimbus um ihn. Der Soldat glaubte

steif und fest, dass der General mit dunklen Mächten im Bündniß stehe, dass ihm die Sterne Bescheid sagten, dass er keinen Hund bellen, keinen Hahn krähen hören könne, dass er hieb-, kugel- und stichfest sei, und vor allem, dass er die Fortuna an seine Fahnen gebannt habe. Die Fortuna, die seine Göttin war, wurde die Göttin des ganzen Heeres.

Wallenstein war ein Mann von heissestem Temperament, aber äusserlich war er immer kalt und ruhig. "Lasst fleissig münzen," schreibt er einmal an seinen Hauptmann im Herzogtum Friedland, "auf dass ich nicht Ursach hab, solches zu ahnden, denn ich höre, dass man dem nicht nachkommt, wie ich es befohlen, welches mir wohl in die Nasen raucht. Ich bin nicht gewohnt, eine Sache oft zu befehlen." Er war höchst wortkarg und sprach recht wenig, dann aber mit Nachdruck. Am wenigsten sprach er von sich selbst. Der glühendste Ehrgeiz flammte still und lautlos in seiner Brust; ihm opferte er kaltblütig alles. Er war ein Meister in der Verstellung; keiner wusste um seine Absichten, und dem Umstand, dass er in wichtigen Sachen niemals etwas Schriftliches von sich gab, verdankte er viele seiner Erfolge. Er war zweiundvierzig Jahre alt, als er den Oberbefehl übernahm.

Im Herbst 1625 zog Wallenstein gegen den König von Dänemark. Er überwinterte in Halberstadt, das er erobert hatte. Im Feldzug des folgenden Jahres schlug er den Grafen Mansfeld bei der Dessauerbrücke. Dann gewann er dem Kaiser Schlesien zurück, eroberte die dänischen Besitzungen und Mecklenburg, das sein Herzogtum wurde. Zum Dank dafür, und weil er dem Kaiser viel Geld vorstreckte, überliess ihm Ferdinand das Herzogtum Sagan und verkaufte ihm die Herrschaft Priebus für einen niedrigen Scheinpreis. Auch wurde er zum General des baltischen und ozeanischen Meeres ernannt. Oesterreich

wollte nämlich eine Seemacht werden. Dazu schien alles auf dem besten Wege, Dänemark lag darnieder, die Hansestädte waren willens, dem Kaiser behilflich zu sein, nur die Festung Stralsund widerstand. Ein halbes Jahr lang belagerte Wallenstein diese Stadt; obwohl er schwor, dass er sie einnehmen werde, und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, musste er unverrichteter Dinge wieder abziehen. Dieser Misserfolg untergrub sein Ansehen im Norden Deutschlands. Auch der Kaiser verlor den Glauben an seine Unüberwindlichkeit. Jetzt traten die Fürsten mit ihren Klagen über den beispiellosen Pomp des Emporkömmlings auf. Ein Notschrei erhob sich über die unerträglichen Brandschatzungen, mit denen der General die besiegten Länder heimgesucht. Bis dahin hatten alle, verblüfft von seinem fabelhaften Glück, geschwiegen, nun taten sich die Lippen auf und ergossen sich in Verwünschungen gegen den Tyrannen, der auf Kosten des allgemeinen Elends im Ueberfluss schwelgte. Während Tausende ringsumher den Hungertod starben, während sich viele Bürger und Bauern entleibten, um der Not zu entrinnen, lebte jeder Rittmeister der Wallensteinischen Soklateska wie ein Fürst, und in Schlesien, wo der Bruder den Bruder, die Eltern ihre Kinder anfielen, um sie aus Hunger zu schlachten, war der Uebermut der Söldlinge am grössten. Die Häuser wurden geplündert und demoliert, ganze Dörfer verbrannt, die Weiber geschändet, den Männern Nasen und Ohren abgeschnitten; Offiziere, die kurz zuvor bettelarm gewesen waren, besaßen drei- bis viermalhunderttausend Gulden an barem Geld.

Aber noch gehorchte ganz Deutschland dem Winke Wallensteins. Er stand wie ein Alleinherrscher da. Das Unbegreiflichste an dem unbegreiflichen Manne war, dass er die Rüstungen umso eifriger betrieb, je mehr die Feinde schwanden. Das Heer zählte erst fünfzigtausend, dann

hunderttausend, schliesslich hundertfünfzigtausend Mann. Diese furchtbare Armada des Kaisers erweckte bei allen Fürsten Eifersucht und Angst. Die Kurfürsten und der Papst, die Aristokraten des Reichs und die Jesuiten standen dagegen auf, aber die Seele aller Ratschläge wider den übermächtig werdenden Kaiser war der Kardinal Richelieu, der in einem Bericht an den Papst Urban VIII. unverblümt die Absetzung Wallensteins forderte.

Dieser Bericht, erfüllt von tiefster pfäffischer Schlaueit, sprach von Oesterreich als von einer "Bestia mit vielen Köpfen", von denen die abgeschnittenen immer wieder nachwüchsen; Gewalt fruchte nichts, man müsse das Blatt umkehren und des Kaisers Frömmigkeit ausnutzen. Derart müsse man seine Gottesfurcht ausnutzen, dass man ihn hetze, die seit dem Passauer Vertrag eingezogenen Kirchengüter zurückzuverlangen; so werde er sich alle protestantischen Fürsten auf immer zu Feinden machen. Ferner müsse man seine Frömmigkeit dadurch ausnutzen, dass man wegen der üblen Führung des Kriegsvolkes sein Gewissen rühre und sein Mitleid reize. Alsdann sollte Frankreich ein grosses Heer nach Deutschland schicken, Gewalt brauchen, wo Gewalt vonnöten und mit dem Versprechen von Religionsfreiheit nicht sparsam sein.

Der Papst war mit diesen Vorschlägen einverstanden, und der Kaiser wurde langsam umgarnt. Sein Beichtvater bedeutete ihm, dass der Passauer und der Augsburger Religionsfriede ungültig seien, weil sie ohne den Konsens des Papstes abgeschlossen waren. Darauf erliess der Kaiser das berüchtigte Restitutionsedikt, welches alles wieder katholisch machte, was seit siebenundsiebzig Jahren protestantisch geworden war, und sofort erfolgte die strengste Exekution. Obwohl die norddeutschen Protestanten erklärten, sie würden eher Gesetz und Sitte von sich werfen und Germanien wieder in die alte Waldwildnis ver-

wandeln als zugeben, dass das Edikt vollzogen werde, wurden sie durch die kaiserlichen Heere dazu gezwungen. Fortwährend lagen die Truppen in allen Ländern der Protestanten, mit Ausnahme Kursachsens, das noch für zu mächtig erachtet wurde, und raubten sie aus. Jede Beschwerde wurde höhnisch abgewiesen, und es fiel das Wort: Der Kaiser will lieber, dass die Deutschen Bettler seien als Rebellen.

Indessen verfolgte Wallenstein schweigend seine Entwürfe. Es kam der Tag, wo er seine Gedanken offen aussprach: "Man braucht keine Fürsten und Kurfürsten mehr. Jetzo ist es Zeit, dass man ihnen das Gasthütel abzieht. In Deutschland soll nur der Kaiser allein Herr sein." Diese Sprache klang der deutschen Fürstenaristokratie furchtbar in die Ohren. Wallensteins Plan war, sämtliche kleinen Reichsfürsten mit Arglist oder mit Gewalt zu vertreiben, ihren Nachlass zu parzellieren und an die Offiziere seines Heeres zu verleihen. Zum Teil war dies schon geschehen. Das neue Kaiserreich sollte sich auf den Soldatennadel stützen.

Natürlich war der Kaiser nicht sehr geneigt, einen Mann zu entfernen, der ein solches Machtideal für ihn verwirklichen wollte. Auf dem Regensburger Fürstentag im Juni 1630 befand sich Ferdinand in einer verzweifelten Lage. Die Fürsten bedrängten ihn, das über jedes Mass angeschwollene Heer zu verringern und den unerträglichen Diktator, den Urheber des allgemeinen Elends, zu entlassen. Weigerte sich der Kaiser, so drohten sie, sich mit den Protestanten und mit Frankreich zu verbünden. Auf der andern Seite erbot sich Wallenstein, die Fürsten in Regensburg zu überrumpeln und unschädlich zu machen. Noch ganz andere Pläne schwebten vor seinem kühnen Geist, und er wartete nur, dass der Kaiser sie gutheisse. Er wollte für den Kaiser gegen den Papst ziehen. Rom

sei schon seit hundert Jahren nicht geplündert worden, liess er sich vernehmen, es müsse jetzt um vieles reicher sein. Er hatte gegen hunderttausend Mann seines Heeres nach dem südwestlichen Deutschland gezogen und wollte sich nicht nur gegen Frankreich und Italien, sondern auch gegen die katholischen Fürsten Deutschlands wenden. Er und seine Günstlinge drangen unaufhörlich in den Kaiser, dass er seine Einwilligung zu den militärischen Operationen geben möge. Aber der Kaiser gab nicht die Fürsten auf, wie Wallenstein es wollte, er gab Wallenstein auf, wie die Fürsten es wollten. Dem päpstlichen Nunzius Rocci gelang es, Ferdinand umzustimmen; es gelang ihm mit Hilfe des feinsten Diplomaten jener Zeit, des Kapuzinerpaters Joseph, eines Mannes, der, wie sein Begleiter Herr von Leonsagte, gar keine Seele hatte, sondern nur Untiefen, in die ein jeder geraten müsse, der mit ihm verhandelte. Der Kaiser unterzeichnete den Absetzungsbefehl des Friedländers und hieb sich damit gleichzeitig die rechte Hand vom Arm. In dem Augenblick, wo alles zu gewinnen war, gab er alles auf. Die kirchliche Politik hat nie einen grösseren Triumph gefeiert.

Zwei alte Freunde Wallensteins, der Holkanzler Werdenberg und der Hofkriegsrat Westenberg wurden beauftragt, ihm den Absetzungsbefehl zu überbringen. Sie trafen ihn in seinem Hauptquartier in Memmingen, anscheinend tief in astrologischen Studien, in Wirklichkeit völlig beschäftigt mit dem Gedanken an die Ueberrumpelung der deutschen Fürsten. Er empfing und bewirtete die kaiserlichen Räte prächtig. Lange Zeit wurde von gleichgültigen Dingen gesprochen, die Herren trauten sich nicht mit der Sprache heraus. Da nahm Wallenstein einige Papiere vom Tisch und sagte: "Diese Dokumente enthalten des Kaisers und des Kurfürsten von Bayern Nativität. Aus Ihnen könnt Ihr sehen, dass ich Euren Auftrag kenne.

Die Sterne zeigen, dass der Spiritus des Kurfürsten den des Kaisers dominiert. Aus dieser Ursach messe ich dem Kaiser keine Schuld bei. Es tut mir weh, dass kaiserliche Majestät mit Abdankung der Truppen den edelsten Stein aus seiner Krone wegwirft, es tut mir weh, dass kaiserliche Majestät sich meiner so wenig angenommen hat, aber Gehorsam will ich leisten."

Wallenstein zog sich nun nach Gitschin, der Hauptstadt seines Herzogtums Friedland, in die Einsamkeit zurück. Von seinem Heere wurden dreissig Regimenten abgedankt, der Rest vereinigte sich mit Tilly.

Es erhob sich aber jetzt für den gefährdeten Protestantismus ein Retter in der Person Gustav Adolfs von Schweden, der Schneemajestät, wie ihn die Herren in Wien nannten, die freilich noch nicht wussten, was für Hitze ihnen dieser Eiskönig machen würde. Bei den Protestanten hiess er wegen seines blonden Haares und Bartes der Goldkönig, auch den Löwen aus Mitternacht hiessen sie ihn in ihrer gläubigen Hoffnung.

Gustav Adolf war von ungewöhnlich hohem Wuchs, starkem Knochenbau und grosser Wohlbeleibtheit, so dass nur ein starkes Pferd ihn zu tragen vermochte. Seine graublauen Augen blickten unter der weiten Stirn mit freundlichem Ausdruck. Seine Haltung und sein Anstand waren echt fürstlich, seine ganze Erscheinung trug das Gepräge der Zuversicht und Offenheit, und seine wohltonende Stimme floss Vertrauen ein. Er übte grosse Macht über die Gemüter, seine Zunge war beredt, und seine Unterhaltung voll Anmut und Leutseligkeit. Er liebte die Wissenschaften, sein Lieblingsbuch war das Buch vom Krieg und Frieden von Hugo Grotius, das er immer mit sich führte. Seit seiner Jugend hatte nur der Krieg für ihn Reiz, er war zum Helden und zum Herrscher geboren. Er war fromm und gottesfürchtig, aber er war auch klug ;

seine Diplomatie hielt gleichen Schritt mit seiner Heldenschaft.' Seine Geschäftsleute wurden hoch bezahlt, ein Netz von schwedischen Gesandten und Spionen war über die europäischen Höfe verbreitet, und sein Kabinett war durch seine undurchdringliche Verschwiegenheit so ausgezeichnet, dass die französischen Gesandten beständig darüber klagten, nie hinter die eigentlichen Absichten der Schweden kommen zu können. Fremden Ministern und Offizieren liess Gustav, wenn sie in sein Lager zu Unterhandlungen kamen, ihre Geheimnisse beim Wein entlocken, wozu meist ein schottischer Oberst verwendet wurde, der übermässig viel vertragen konnte und dabei doch den Verstand bewahrte.

Mit bloss vierzehntausend Mann kam Gustav Adolf nach Deutschland; die kaiserliche Macht war wenigstens doppelt so stark. Aber er hatte viel Zulauf von Wallensteins entlassener Armada, und er verliess sich auf die Sympathie im Volke; in allen Städten, die er durchzog, blies man von den Türmen: nun kommt der Heiden Heiland. Er nahm Stettin ein, rief die Mecklenburger von Wallenstein ab und zum Gehorsam gegen die alten Herzoge zurück, erstürmte Frankfurt an der Oder, bemühte sich, freilich vergebens, ein Bündnis zwischen den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zu erwirken, und sandte, da Magdeburg in grosser Not war, einen der Obersten seiner vierzig deutschen Kompagnien, Herrn Dietrich von Falkenberg, in die belagerte Stadt. Falkenberg, ein sehr tapferer Edelmann, verkleidete sich als Schiffer und schlich durch Pappenheims Scharen in die Stadt, wo er alsbald den Kommandantenposten übernahm. Pappenheim machte den Versuch, ihn durch das Anerbieten einer grossen Summe zu bestechen, er aber erwiderte: "Braucht der Pappenheim einen Schelmen, so mag er ihn im eigenen Busen suchen."

Aber die Stadt war nicht zu halten. Tilly war mit dreissigtausend Mann vor den Mauern angelangt und eroberte alle Aussenwerke, doch hatte er erfahren, dass der Schwedenkönig in der Nähe stehe, und wollte deshalb die Belagerung aufheben. Nur Pappenheim bestand in Kriegsrat auf einer Bestürmung. Am folgenden Tag fiel die Stadt. Pappenheim wurde ihr Mordbrenner. Um die Feinde zu vertreiben hatte er einige Häuser in Brand stecken lassen, der Wind blies in die Flammen, die nun alles ergriffen. Zornig darüber, dass ihnen die Feuersbrunst die erhoffte Beute entzog, schlugen die kaiserlichen Truppen jeden tot, der ihnen in den Weg kam. Einige ligistische Offiziere, empört über das teuflische Wüten der Kroaten, Ungarn und Wallonen, traten vor Tilly und baten ihn, er möge dem Gemetzel Einhalt tun. Mit finsternem Gesicht antwortete ihnen Tilly: "Drei Stunden Plünderung ist Kriegsregel. Der Soldat will für Mühe und Gefahr etwas haben." Pappenheim schrieb nach München: "Magdeburgs Jungfrauschaft ist weg. Wir haben es mit stürmender Hand erobert, den Bischof habe ich gefangen, Falkenberg ist niedergehaut samt allen Bürgern, so in der Wehr gewesen. Was sich von den Menschen in die Keller oder Böden versteckt hatte, ist alles verbrannt. Ich halt, es seien über zwanzigtausend Menschen draufgegangen und ist gewiss seit der Zerstörung Jerusalems kein greulicheres Werk und Straf Gottes gesehen worden." An den Kaiser nach Wien schrieb er: "Es ist mir und meinen rätlichen Spiessgesellen bei dieser wunderbaren Viktoria nichts abgegangen, als dass wir mit Eure kaiserliche Majestät und dero kaiserliches Frauenzimmer als Zuschauer gehabt."

Das war die magdeburgische Hochzeit, wie die kaiserliche Soldateska es nannte. Der Dom war von den Flam-

men verschont geblieben, in ihm wurde Messe gelesen und das Tedeum gesungen.

Das Kriessvolk aber sang :

“Magdeburg, du stolze Magd,
Hast dem Kaiser den Tanz versagt,
Jetzt tanze mit dem alten Knecht,
Geschicht dir eben recht.”

Gustav Adolf hatte nichts zum Entsatz Magdeburgswagen wollen ; in einer Schutzschrift wälzte er die Schuld auf die beiden Kurfürsten. Endlich rückte er vor Berlin und forderte eine bestimmte Erklärung. Der Kurfürst Georg Wilhelm war sein Schwager, aber er war ganz in den Händen seines Ministers, des Grafen Schwarzenberg, und dieser stand im Solde der Jesuiten. Der Kurfürst wollte stille sitzen und bangte davor, Land und Leute zu verlieren, und er fürchtete die Uebermacht des Kaisers. Gustav Adolf zwang ihn jedoch, in sein Lager zu kommen, die Allianz zu unterzeichnen, und besetzte dann Berlin und Spandau. Darauf zog er südwärts dem alten Tilly entgegen, und in jenen Herzfeldern Deutschlands, bei Leipzig, wo mehrmals die deutschen Geschiecke ausgekämpft worden sind, sollte nun die Entscheidung fallen.

Tilly hatte sein Hauptquartier in einem abgelegenen Hause vor Leipzig, er merkte erst nachher, dass es des Totengräbers Haus gewesen. Er hatte seine Befehle in einem Zimmer ausgefertigt, in dem sich lauter Pyramiden von Totenschädeln und Gebeinen befanden. Eine düstere Ahnung ergriff ihn, selbst Pappenheim erbleichte.

Am Morgen des Schlachttages schickte Tilly den Pappenheimer mit zweitausend Kürassieren aus, damit er rekognosziere. Aber der hitzige Mann liess sich in ein Gefecht ein, und um ihn zu retten musste Tilly seine ganze Streitmacht entfalten. Seine Völker trugen weisse Bänder

auf Helmen und Hüten und weisse Binden um den Arm ; er selbst kommandierte in einem sonderbaren Kostüm, in einem grünseidenen Schlafrock ; und er ritt seinen kleinen Schimmel.

Der Schwedenkönig entwickelte sein ganzes Kriegsgenie und zeigte die Ueberlegenheit seines leichten Fussvolks. Er machte gegen die andrängende kaiserliche Front, wendete sich mit der Spitze seiner Kolonne gegen die Hügel, wo ihre Geschütze standen, und beschoss Tilly mit seinen eigenen Kanonen. Die Reiterei wurde aus dem Feld geschlagen, das Fussvolk floh, und nur fünf Wallonenregimenter schlugen sich mit ihrem alten Vater Tilly unter dem Schutze der Nacht in geschlossener Ordnung durch. Tilly starrte vor sich hin, die Augen voll von Tränen. Er hatte schon drei Streifschüsse. In Halle traf er den Pappenheimer, der wieder mit höchster Bravour gefochten und vierzehn Schweden theils niedergehauen, theils, weil ihm das Schwert zerbrochen war, wie ein Bär in seinen Armen erdrückt hatte. Die Schweden erbeuteten das ganze kaiserliche Lager, alles Geschütz und über hundert Fahnen.

Jetzt trat in Wien eine andere Stimmung ein ; die Hofschranzen und Weiber, Jesuiten und Kapuziner vermassen sich nicht mehr, das "neue Feinderl", wie sie Gustav Adolf nannten, mit Rutten über die Ostsee hinauzupeitschen oder das Schneeköniglein zerrinnen zu sehen, wenn es sich dem Süden näherte. Der Sieg Gustav Adolfs war ein zermalmender Schlag für den Kaiser und die Katholiken. Der König Sigismund von Polen jammernte, er könne gar nicht begreifen, warum unser Herrgott lutherisch geworden sei. Angst und Bedrücktheit wuchsen, als der Schwede durch die "Pfaffengasse" ins Reich zog, Erfurt, Würzburg, Hanau und Frankfurt nahm, die Pfalz befreite, mit Bayern unterhandelte, Augsburg ero-

berte und mit souveräner Macht jeden Widerstand zerbrach. .

Im Mai des Jahres 1632 hielt er seinen Einzug in München, und in seiner Begleitung befand sich der vertriebene Böhmenkönig. Das Pfingstfest feierte er in Augsburg; eine Chronik erzählt davon also: "Am heiligen Pfingsttag wohnte der König dem öffentlichen Gottesdienst nicht bei, sondern liess sich von seinem Holprediger Doktor Fabricius in seinem Kabinett predigen. Abends aber bei der Tafel bekam er jählingen Lust zu tanzen, daher denn sogleich Anstalt gemacht worden, dass die Geschlechterstöchter in den Fuggerschen Häusern erschienen, mit welchen sich sowohl der König wie die anwesenden fürstlichen Personen etliche Stunden lang mit englischen und deutschen Tänzen erlustigt." Gustav Adolf war ein grosser Frauenfreund; er wollte eine schöne Augsburgerin küssen; sie hiess Jakobine Lauber und gefiel ihm sehr, aber sie wehrte sich und riss dem König die Halskrause ab.

In diese friedlichen Tage hinein fiel die Nachricht, dass Wallenstein gegen den König von Schweden heranziehe.

In stolzer Ruhe hatte Wallenstein in Gitschin und in Prag gelebt. Schon von Memmingen aus hatte er nur sein neues Schloss Sorge getragen und an seinen Landeshauptmann geschrieben: "Seht, dass die zwei Kapellen, meine und meines Weibes, heuer fertig werden; lasst die Altäre darin machen, wie auch die fünf Altäre in der Kirche verfertigen, dass ich daselbst den Gottesdienst verrichten könne. So seht ebenmässig, dass alle Zimmer fertig werden und mit schönen Bildern versehen, denn in diesem verlasse ich mich allein auf Euch. So werdet Ihr auch sehen, dass der Garten verfertigt wird und viel Fontänen daselbst gemacht. Die Loggia lasst geschwind mit

Zwerchgewölben und *lavor di stucco* zieren. Sagt dem Baumeister, dass gleich in der Mitte auf dem Platz vor der Loggia muss eine mächtige Fontana sein, dahin alles Wasser laufen wird, alsdann aus derselben, dass sich das Wasser auf die rechte und linke Hand teilt, und die andern Fontanen laufen macht. Ich vermeine Mitte Oktober zu Gitschin zu sein und daselbst zu verbleiben: daheto seht, dass das Gebäu fertig und die Zimmer mit Damask, Sammet und goldenen Ledern ausgeputzt und möbliert werden. Lasst mir auch bittern Wermutmost anmachen, der *dulce picante* ist, auf dass ich ihn kann desto chender haben. Lasst alle Ställe verfertigen wie auch den Tummelplatz und das Ballhaus."

In Prag lebte Wallenstein mit königlichem Aufwand, aber für seine Person, wie im Lager, in der tiefsten Abgeschlossenheit. Für den Palast, den er auf der Kleinseite hatte bauen lassen, waren hundert Häuser niedergerissen worden, um Platz zu gewinnen. Alle Strassen, die die Zugänge bildeten, waren mit Ketten gesperrt. Sechs Portale führten zu dem Palast: im Schlosshof stand eine Leibwache von fünfzig aufs reichste gekleideten Hallebardieren. Sein Hofstaat zählte an tausend Personen. Graf Paul Liechtenstein stand als Oberhofmeister an der Spitze, ein Graf Harrach war Oberstkämmerer, ein Graf Hardegg Oberststallmeister. Vierundzwanzig Kammerherren bedienten des Friedländers Durchlaucht, trugen, wie die des Kaisers, die goldenen Schlüssel, und sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern waren um ihn, alle in hellblauen Samt mit Gold gekleidet. Auch lebten viele seiner ehemaligen Offiziere bei ihm, denen er Löhnung und freie Tafel gab. Jede Mahlzeit bestand aus hundert Schüsseln. In den Marmorställen frassen über tausend Pferde aus marmornen Krippen, und wenn er reiste, geschah es nicht anders als in fünfzig vierspännigen Wagen. Im Festsaal

des Prager Palastes hatte er sich als Triumphator malen lassen, von vier Sonnenrossen gezogen, einen Stern über dem lorbeerbekränzten Haupt. Die langen Zimmerreihen waren mit astrologischen und mythologischen Figuren geschmückt. Aus einem Rundgemach führte eine geheime Treppe in eine Badegrotte aus künstlichem Tropfstein. Aus dieser Grotte trat man in eine hohe Säulenhalle und von da in den Garten mit seinen Fontänen und fischreichen Kanälen.

Wallensteins Vermögen war für jene Zeit ungeheuer. Man hat seine Jahreseinkünfte auf sechs Millionen Gulden geschätzt; er zog sie theils aus den Kapitalien, die er in den Banken von Venedig und Amsterdam liegen hatte, theils aus den böhmischen und mährischen Gütern und dem Fürstentum Sagan. Unausgesetzt erliess er einsichtsvolle Verfügungen für seinen Besitz, suchte die Jesuiten durch grosse Stiftungen beim Guten zu erhalten und berief tüchtige Männer in seinen Dienst. Aber er verkehrte nur mit sehr wenigen Personen: es lebte der italienische Astrolog Seni bei ihm, mit dem er viele Nächte in eifrigen Studien verbrachte, und seine einzigen Vertrauten waren sein Schwager Adam Terzka und dessen Mutter, die ihm wegen ihrer hohen Klugheit ganz besonders wert war. Seine Gesundheit hatte durch die Kriegsstrapazen gelitten, er musste mässig leben, und da er vom Podagra geplagt wurde, konnte er nur auf einen indischen Rohrstock gestützt gehen.

Ununterbrochen hatte der Kaiserhof mit Wallenstein korrespondiert. Nach der furchtbaren Leipziger Schlacht musste man daran denken, einen Mann wieder zu gewinnen, dessen Kredit bei der Soldateska, ohnegleichen war, und so wurde Questenberg nach Prag geschickt, um mit Wallenstein wegen Wiederannahme des Kommandos zu verhandeln. Wallenstein lehnte ab. Darauf ging Prag

fast ohne Schwertstreich verloren. 'Don Balthasar Maradas zog mit den Truppen ab, um sie in Sicherheit zu bringen, hatte aber zuvor Wallenstein um Rat fragen lassen; dieser hatte erwidert, er habe kein Kommando mehr, Maradas möge tun, was er wolle. Darauf verliess er Prag, zog nach Gitschin und schickte seine Frau und seinen Vetter Max nach Wien. Max ward nun vom Kaiser mit einem beweglichen Schreiben an Wallenstein zurückgeschickt; Ferdinand flichte, er möge ihn doch in der gegenwärtigen Not nicht im Stiche lassen. Das war es, was Wallenstein wollte. Er begab sich nun nach Znaim, um mit dem Kaiser weiter zu unterhandeln. Er bequeme sich, das Kommando wieder zu übernehmen, aber vorerst nur auf drei Monate. Man drang immer mehr in ihn, und so entschloss er sich endlich, den Oberbefehl ohne Zeitbestimmung zu übernehmen, aber "*in absolutissima forma*." Weder der Kaiser noch sein Sohn sollten bei der Armee etwas zu schaffen haben; zwei Artikel des Vertrags gaben Wallenstein unbeschränkte Macht, die Güter rebellischer Reichsstände einzuziehen, und wen er für schuldig erachte, zu begnadigen oder zu bestrafen. Ausdrücklich war bedungen, dass weder der Reichshofrat, noch das Kammergericht, noch der Kaiser selbst in solchen Dingen das geringste einreden dürfe. All das liefert den Beweis, dass Wallenstein mit ungebrochenem Willen auf sein altes Ziel losging. Als "*ordinari recompens*" verlangte er kaiserliche Assekuration auf ein österreichisches Erbland und als "*extra ordinari recompens*" die Oberlehensherrschaft in den eroberten Ländern.

Der Vertrag wurde in demselben Monat unterschrieben, in welchem Tilly am Lech gefallen war. Seine Bedingungen sind von so ausserordentlicher Art, dass sie in der Weltgeschichte ohne Beispiel dastehen. Nur ein so phantastischer Mann wie Wallenstein konnte sich einbil-

den, dass er das Seil ohne Gefahr so straff spannen könne. Nur ein Charakter so voll Fatum konnte ohne Erbeben ein Schicksal auf sich nehmen, das jede Erwartung heuchlerisch erfüllt.

Wenige Monate vergingen und Wallenstein hatte wieder ein neues Heer von zweihundertvierzehn Schwadronen Reiterci, hundertzwanzig Kompanien Fussvolk nebst vierundvierzig Kanonen. Sofort säuberte er Prag und Böhmen von den Sachsen und vereinte sich in Eger mit dem Herzog von Bayern, der ihn vordem gestürzt hatte und ihn jetzt als Kriegsherrn anerkennen musste. Beide zogen gen Nürnberg, wo der Schwedenkönig sich verschanzt hatte. Wallenstein besetzte die Anhöhen des Altenbergs und verschanzte sich gleichfalls. Sein Plan war, keine Schlacht zu liefern; er wollte Gustav Adolf zeigen, dass er schlagen oder auch nicht schlagen könne, wie es ihm beliebe. Monatelang stand Wallenstein wie eingefroren. Ringsumher begannen Hunger und Elend zu wüthen. Gustav Adolf musste kämpfen oder weichen. Er versuchte einen Sturm auf Wallensteins Linien, der misslang aber gänzlich. Von diesem Tag an verlor er seinen frohen Mut und erhielt ihn nicht wieder. Er liess Wallenstein Friedensvorschläge machen, aber noch ehe die Antwort kam, gab er sein Lager auf. Er zog an Wallenstein vorbei, der unbeweglich blieb, zog an die Donau und dann, dem Hilferuf des Kurfürsten von Sachsen folgend, an die Saale. Auch Wallenstein setzte sich jetzt in Bewegung; er liess sein Lager anzünden, das anderthalb Meilen im Umfang gehabt hatte. Sein Heer war ein wandernder Raubstaat. Ueberall wurden die Herden weggetrieben, die Obstbäume umgehauen und die Dörfer verbrannt.

Wieder in den Feldern bei Leipzig trafen sich die Heere. Wallenstein hatte an Pappenheim geschrieben:

„Der Feind marschirt hereinwärts, der Herr lasse alles stehen und liegen und incaminiere sich herzu mit allem Volk and Stücken, auf dass Er sich morgen früh bei uns befinde.“ Dieser Befehl ist noch im Wiener Archiv aufbewahrt; er ist getränkt mit dem Blute Pappenheims, der am Tage von Lützen fiel.

Wallenstein liess am Schlachtmorgen die Generäle und Obersten an seinen Wagen kommen, um die Befehle zu erteilen, dann erst bestieg er sein Schlachtross, aber die Steigbügel mussten mit seidenen Tüchern umwunden werden, da ihm die Füsse schmerzten. Auf dem ganzen Gefild lag dichter Nebel. Gustav Adolf hatte ebenfalls sein Leibross bestiegen und redete einzeln zu vielen Leuten seines Heeres. Dann liess er zum hellen Schall der Trompeten und Pauken: „Eine feste Burg ist unser Gott“ und jenes andere, sein Lieblingslied, anstimmen: „Verzage nicht, du Häuflein klein, obgleich die Feinde willens sein, dich gänzlich zu zerstören.“

Die Schlacht begann. Nach dreistündiger Bemühung wurden mehrere der wallensteinschen Vierecke durch die schwedische Infanterie zersprengt. Da gewahrte der König die schwarzen Kürassiere Wallensteins mit dem in blanker Rüstung davor haltenden Oberst Piccolomini. Er befahl dem finnischen Reiterregiment, sie anzugreifen, erhielt aber die Nachricht, dass sein Fussvolk wieder zum Weichen gebracht worden sei. Sogleich eilte er an der Spitze des småländischen Regiments zu Hilfe. Dem rasch Voransprengenden konnten nur wenige folgen. Auf einmal befand er sich mitten unter den schwarzen Reitern. Sein Pferd wird durch den Hals geschossen, ihm selbst zerschmettert ein Pistolenschuss den linken Arm. Seine ersten Worte waren: „Es ist nichts, folgt mir.“ Aber die Wunde war so bedeutend, dass die Knochen aus dem Armel hervorstarren. Er wandte sich, um aus dem Ge-

ümmel zu entkommen, im selben Augenblick erhielt er einen zweiten Pistolenschuss in den Rücken. Mit dem Seufzer: "Mein Gott, mein Gott," sinkt er vom Pferd, bleibt aber im Steigbügel hängen, das Pferd schleift ihn mit sich fort. Seine Begleiter fallen oder fliehen, nur ein Page bleibt bei ihm. Er lebt noch, der Page will nicht sagen, dass es der König ist, er wird selbst auf den Tod verwundet. Der König wird seiner goldenen Halskette beraubt und entkleidet, er ruft endlich: "Ich bin der König von Schweden." Die schwarzen Kürassiere wollen ihn fortschleppen. Da sprengt das Stenbocksche Regiment heran. Die Kürassiere fliehen; da sie den König nicht mitnehmen können, durchschossen sie ihm den Kopf und durchstechen ihm den Leib mit vielen Stichen. Er sinkt zur Erde, der Hufschlag der Rosse braust über den Leichnam dahin.

Der verwundete, blutbedeckte, reitertlose Schimmel des Königs verkündigte, an der schwedischen Front entlang jagend, das geschehene Unglück. Zuerst entmutigt, dann in ihrem Schmerz zur Rache angespornt, griffen die Schweden neuerdings an, und wäre jetzt nicht Pappenheim mit vier frischen Regimenten auf dem Walplatz erschienen, so hätte der heldenhalte Bernhard von Weimar schon um die dritte Nachmittagsstunde gesiegt. So begann die Schlacht von neuem, aber auch Pappenheim erlag vor der unwiderstehlichen Gewalt des jungen Bernhard. Das kaiserliche Heer ergriff die Flucht. Wallenstein schlug in Prag seine Winterquartiere auf und liess viele Offiziere hinrichten, weil durch sie, wie er sich ausdrückte, die kaiserlichen Waffen unauslöschlichen Spott erlitten hätten. In Böhmen sollte sich sein dunkles Schicksal erfüllen; ihm war nicht der Heldentod auf dem Schlachtfeld beschieden.

Am anderen Morgen suchten die Schweden unter den

zahllosen Leichen des Schlachtfeldes die edelste Leiche, die des Königs. Man fand sie, nackt ausgezogen, vor Blut und Hufschlägen kaum erkennbar, mit neun Wunden bedeckt, unfern des grossen Steins, der jetzt noch der Schwedenstein heisst. An der Leiche schworen die Soldaten dem Herzog Bernhard, ihm zu folgen bis ans Ende der Welt.

Der unerwartete Tod Gustav Adolfs erregte ganz Europa. Der Kaiser liess in allen Kirchen Dankgebete singen, als wenn er den glorreichsten Sieg erfochten hätte, und er weinte beim Anblick des blutigen Kollers mit den Schussöffnungen im linken Aermel, das der König in der Schlacht getragen hatte. In Madrid wurden Freudenfeste veranstaltet und der Tod des Königs zum Ergötzen aller Gläubigen im Schauspiel dargestellt. Der Papst, der es im stillen recht gern gesehen hatte, dass dem Kaiser ein Bedränger aufgestanden war, liess eine Messe lesen. Den vertriebenen Winterkönig rührte bei der Nachricht vor Schrecken der Schlag, und er starb, sechsunddreissig Jahre alt; er hinterliess dreizehn unmündige Kinder, mit denen Eleonora, sein Weib, fast dreissig Jahre lang ohne Heimat und oft ohne Geld umherirren musste, verfolgt von mancher abenteuerlichen Liebe und von blutgierigem Hass.

Während der schwedische Kanzler Oxenstjerna, der nach dem Tode des Königs an die Spitze der Geschäfte trat, mit Sachsen und Brandenburg unterhandelte, während Herzog Bernhard Franken zurückeroberte und sich am Oberrhein festsetzte und der Feldmarschall Horn die in Deutschland zerstreuten kaiserlichen Truppen aus dem Felde schlug, blieb Wallenstein ruhig in seinem Winterquartier und vermehrte sein Heer. Erst Mitte Mai brach er auf, zog nach Schlesien, gewann es dem Kaiser wieder, schloss aber bald einen Waffenstillstand mit dem sächsischen General Armin, der in Schlesien kommandierte. Der-

Der selbe auffällige Waffenstillstand wurde einige Wochen später erneuert. Es war der Plan Wallensteins wie auch der beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, eine dritte Macht im Reich herzustellen, eine Mittelmacht zwischen dem Kaiser und den Schweden. Es lief damals das Gerücht, dass alle Ausgewanderten ihre Güter zurück- erhalten, die Jesuiten aus dem Reich verjagt werden und den Schweden ihre Kriegskosten ersetzt werden sollten; auch hiess es, dass Wallenstein in dem geheimen Vertrag mit Kursachsen für sich selbst die Krone von Böhmen ausbedungen habe. Gewiss ist, dass Wallenstein gleichzeitig mit Frankreich unterhandelte und zwar über die Krone Böhmens. Der Kardinal Richelieu, der in den deutschen Angelegenheiten festen Fuss gefasst hatte, liess ihm seinen Beistand, eine Million Livre jährlich und die Krone anbieten, wenn er vom Kaiser abfallen wolle. Aber der Botschaffer Feuquières brach die Unterhandlungen ab, weil er der Ansicht war, Wallenstein wolle ihn nur hinters Licht führen und die Feinde des Kaisers gegeneinander hetzen. Auch mit Schweden und mit dem Herzog Bernhard trat er ins Einvernehmen. Das Misstrauen am Wiener Hof wurde zur Spannung, als er sich weigerte, dem Herzog von Bayern gegen Bernhard von Weimar zu Hilfe zu ziehen. Er führte das Heer aus Schlesien in die Winterquartiere und schickte von Pilsen aus ein Schreiben nach Wien, worin er seine Obristen ihr Gutachten abgeben liess, dass ein Kriegszug in dieser Jahreszeit untunlich sei.

Seit Gustav Adolfs Tode war dem Kaiser der mit Wallenstein abgeschlossene Vertrag immer lästiger geworden. Er klagte laut, dass er gleichsam einen Mitkönig habe und keine freien Dispositionen mehr in seinem eigenen Lande. Das Wiener Kabinet brach den Verkehr mit Wallenstein ab, weil die Notwendigkeit drängte, dem Herzog Bernhard in Süddeutschland entgegenzutreten. Da

Wallenstein sich weigerte, dies zu tun, wurde der Herzog von Fria aus Italien gerufen, und Johann Altringer, einer von den Generälen Wallensteins, erhielt den Befehl, sich mit dem Herzog zu vereinigen. Altringer schwankte erst, aber nach dem Tode Frias liess er sich vom Wiener Hof gewinnen. Voll Zorn zitierte ihn Wallenstein vor sich, Altringer verweigerte den Gehorsam. Nun beschloss Wallenstein um nicht zum zweitenmal abgesetzt zu werden, den Oberbefehl freiwillig niederzulegen, wollte sich jedoch sicherstellen, dass die Zusagen erfüllt würden, die man ihm gemacht hatte. Deshalb versammelte er alle in Böhmen, Mähren und Schlesien stehenden Generäle und Obristen in seinem Feldlager zu Pilsen. Dort gab ihnen der Feldmarschall Illo ein Bankett, bei dem die Herren schliesslich so betrunken waren, dass sie Stühle und Bänke, Ofen und Fenster zerschlugen. Illo und Graf Terzka, die sich mit Wallenstein verabredet, stellten ihnen beweglich vor, dass der Oberfeldherr wegen der vom Wiener Hofe erfahrenen Unbill genötigt sei, das Kommando niederzulegen. Diese unerwartete Nachricht bestürzte die Offiziere nicht wenig. Sie alle hatten auf Wallensteins Wort und in der Hoffnung, von ihm entschädigt zu werden, ihre Regimenter auf eigene Rechnung angeworben und ihr Vermögen zugesetzt; wenn Wallenstein fiel, drohte ihnen der Ruin. Zu ihrer Sicherstellung wurde ihnen jetzt ein Revers vorgelegt, und darin wurde der Kaiser, obwohl er nicht genannt war, hart angeklagt. Nach der flehentlichen Bitte an Wallenstein verpflichteten sich die Generäle und Obristen, mit Gut und Blut für ihren Feldherrn einzustehen, sich auf keinerlei Weise von ihm trennen zu lassen, seinen Vorteil nach Möglichkeit zu befördern und seine Feinde zu verfolgen.

Vierzig Generäle und Obristen unterzeichneten das merkwürdige Schriftstück. Es befand sich aber in ihrer

Mitte auch der Verräter Piccolomini, der an der Spitze der italienischen Partei stand, und diese Partei war mit den Jesuiten im Bunde, um den Friedländer zu stürzen. Wallenstein aber hegte ein unbedingtes Vertrauen gegen Piccolomini, denn er glaubte aus den Sternen gelesen zu haben, dass er sich auf ihn verlassen dürfe. Piccolomini berichtete den Inhalt des Reverses nach Wien und klagte Wallenstein einer gefährlichen Verschwörung an. Zudem teilte der Herzog von Savoyen den Inhalt der Verhandlungen mit, die Wallenstein mit dem französischen Hofe gepflogen hatte. Man beschuldigte Wallenstein der verwegesten Pläne. Es hiess, er habe geäussert: "Ich dulde Gott nicht, viel weniger werde ich Ferdinand dulden." Der spanische Botschafter sagte: "Wozu zaudern? Ein Dolchstoss macht der Sache ein Ende." Ferdinand sah sich gedrängt, nicht nur die zweite Absetzung Wallensteins auszusprechen, sondern auch den Mann, der ihm die Monarchie gerettet hatte, der äussersten Rache seiner Feinde preiszugeben. Niedriger Eigennutz war der stärkste Beweggrund der mit aller Hast herbeigeführten Katastrophe, denn als die Absetzung noch tiefes Geheimnis war, stritten sich die Herren mit Erbitterung und bis zum Zweikampf über die Teilung der Beute der Güter, der Häuser, der Gärten, ja der Wagen und Pferde Wallensteins und riefen mit schamloser Stirne sogar den Hof selbst zum Schiedsrichter bei ihren Zwistigkeiten an.

Der Hof seinerseits verfuhr gegen den gefährlichen Gegner ungemein verschlagen. Er schickte einen Erlass an die Befehlshaber der Wallensteinschen Armee, worin die Absetzung des Generalobristfeldhauptmanns vorsichtig angedeutet war, die Offiziere ihrer Verpflichtung entbunden wurden, ihnen für den Fehltritt bei dem Pilsner Bankett mit Ausnahme zweier Rädelsführer Verzeihung zugesichert und der Fortbestand des kaiserlichen Wohlwollens

gelobt wurde. Aber wochenlang nach diesem Erlass korrespondierte der Kaiser scheinbar ganz harmlos mit Wallenstein über amtliche Geschäfte, nannte ihn nach wie vor "hochgeborner lieber Oheim und Fürst" und versicherte ihn mit der gewöhnlichen Courtoisie seiner Huld und Gnade.

Unterdessen wurden die Generäle und Obristen einzeln nacheinander und im Geheimen gewonnen. Die Italiener, Spanier und Wallonen waren bald willig, die Deutschen, Böhmen, Mährer und Schlesier waren dem Friedländer treu, und man traute ihnen in Wien trotz der gewährten Amnestie nicht. Nach einem Monat erging ein zweites kaiserliches Mandat, das schon eine deutlichere Sprache führte und nicht nur an die Befehlshaber, sondern auch an alle gemeinen Soldaten gerichtet war. Es sprach davon, dass ihnen männiglich wohl bekannt sein werde, wie er, der Kaiser, seinen gewesenen Feldhauptmann von Friedland mit allerhand Guttaten, Gnaden, Freiheiten, Hoheiten und Dignitäten, als nicht bald bei einem Menschen seines Standes gleich geschehe, begabt und geziert habe; welchergestalt aber derselbe aus boshaftem Gemüt und ohne Zweifel längst gefasstem Vorsatz eine Konspiration wider ihn und sein Haus angesponnen und durch Verkleinerung der kaiserlichen Person, und eigensinnige Ausdeutung seiner Macht in der kaiserlichen Armada zugetane Obristen verführt habe. Der Kaiser erklärt, er habe gewisse Nachrichten erlangt, dass Wallenstein ihn und sein Haus gänzlich auszurotten sich vornehmen lassen und sich äussersten Fleisses bemühet habe, solche meineidige Treulosigkeit und barbarische Tyrannei zu vollziehen, dergleichen nicht gehört, noch *in scriptis* zu finden sei.

Wallenstein erfuhr erst, woran er war, als Gallas, Altringer, Maradas, Piccolomini und Colloredo Ordon-

nähen erliessen, welche den Obristen untersagten, künftig noch Befehle von Wallenstein, Illo oder Terzka anzunehmen. Die Obristen erhielten die Weisung, gegen Prag zu ziehen, um sich der Hauptstadt des Landes zu versichern. Wallenstein liess nun in Pilsen eine feierliche Erklärung ausstellen, dass der frühere Revers nicht das geringste gegen den Kaiser und die Religion bedeutet hätte. Er befahl seinen Truppen, ebenfalls nach Prag zu ziehen, schickte aber zwei Offiziere an den Kaiser mit einem Handschreiben, in welchem er sich erbot, sich nach Danzig oder Hamburg zu begeben; er wünsche nur seine *ducadi*, seine Herzogtümer, zu behalten.

Aber gerade jene *ducadi* wollte man sehr gerne in Wien, das wusste Wallenstein recht wohl. Er beschloss daher, sich in Verfassung zu setzen, auf alle Fälle, nur nicht auf den Fall, den er keineswegs voraussehen konnte, da er gegen alle Berechnung war. In seiner tiefen Not wandte er sich jetzt ernstlich an den Herzog Bernhard von Weimar und liess ihn auffordern, nach Böhmen zu kommen. Herzog Bernhard traute nicht. Er rief aus: "Wer an Gott nicht glaubt, dem kann auch der Mensch nicht glauben." Und doch drängte die Zeit. Wallenstein erfuhr den Abfall eines Generals nach dem andern. Altringer entschuldigte sich von Frauenberg aus mit Krankheit, Gallas kam nicht wieder, Diodati war heimlich durchgegangen, dreizehn Kuriere flogen nach Regensburg und zurück, endlich machte sich Herzog Bernhard langsam auf den Weg. Wallenstein hatte sich nach Prag begeben wollen, der Abfall der Generale hatte den Plan vereitelt; auch den Vorsatz, nach Zittau zu marschieren, musste er aufgeben; der dritte Ort, den er wählte, um sich mit den Schweden in Verbindung zu setzen, war Eger.

Am 22. Februar 1634 morgens gegen zehn Uhr verliess er Pilsen und zog am 24. nachmittags zwischen vier

und fünf Uhr in Eger ein. In seiner Begleitung befanden sich Illo und Terzka mit fünf Kompanien Kürassieren, fünf Kompanien vom altsächsischen Regiment zu Pferd, die unterwegs abfielen und nach Prag marschierten, und zweihundert Mann Fussvolk. Bevor er das erste Nachtquartier erreicht hatte, stiess Oberst Butler mit acht Kompanien Dragoner zu ihm.

Butler war ein Irländer von Geburt und Katholik. Er hatte von Pilsen aus nach seinem Quartier in Gladrup von Wallenstein den Befehl erhalten, mit seinem Regiment auf Prag zu rücken, — bei Todesstrafe. Schon diese Weisung, die Pässe zu verlassen, die aus Böhmen nach der Oberpfalz führen, hatte seinen Verdacht erregt; jetzt erhielt er die neue Weisung, Wallenstein nach Eger zu folgen, und er musste mit seinen Dragonern der Sänfte des Feldherrn voranreiten. Er schrieb an Gallas und Piccolomini über seinen wachsenden Argwohn, dass er notgedrungen mit Wallenstein ziehe, dass er aber vielleicht aus besonderer Schickung Gottes zu diesem Weg gezwungen werde, um eine besondere heroische That zu verrichten. Auf dem letzten Marsch liess Wallenstein Butler an seine Sänfte kommen und entschuldigte sich, dass er bisher nicht mehr für ihn getan habe; er versprach ihm zwei Regimenter und ein Geschenk von zweimalhunderttausend Talern. In Eger musste Butler mit seinen Fahnen in der Stadt bleiben, während seinen Soldaten auf freiem Feld zu kampieren befohlen war. Wallenstein wohnte im Haus des Bürgermeisters Bachhälbel auf dem Markt, Terzka und Kinsky mit ihren Frauen im Hintertrakt desselben Hauses.

Der Kommandant von Eger war der Obristleutnant in Terzkas Regiment, Johann Gordon, ein Schotte und Calvinist. An ihn und an den Oberstwachmeister Walter Lesly, ebenfalls einen Schotten, wandte sich Butler. In

der Nacht vom 24. auf den 25. Februar verschworen sich diese Männer in der Zitadelle bei gezückten Degen, Wallenstein sofort aus dem Weg zu räumen. Es ward ausgemacht, dass am folgenden Abend Gordon die Generäle zu einem Faschingsschmaus auf die Burg laden solle; bei diesem Schmaus sei die Tat zu vollbringen. Alles drängte zur Eile, schon hatte Illo frohlockend die Kunde gegeben, dass am andern Tag die Schweden in Eger einrücken würden.

Am 25. Februar, es war ein Samstag, gab Graf Terzka den Offizieren ein Gastmahl. Darnach, um sechs Uhr abends, fuhr er mit Kinsky, Illo und dem Rittmeister Neumann in einer Kutsche zum Faschingsschmaus auf die Burg. Man setzte sich zur Tafel und speiste und zechte lustig. Nach dem Essen veranstalteten Gordon und Lesly, dass das Obertor der Stadt geöffnet und hundert Mann von Butlers irischen Dragonern und ebensovielen deutsche Soldaten in die Stadt gelassen wurden; mit ihnen verstärkte man die Wache auf der Burg, die nun abgesperrt wurde. Unterdessen war das Konfekt aufgetragen worden. Da erhielt Gordon ein fingiertes Schreiben, das angeblich von Kursachsen verfasst und nun aufgefangen war. Es stand darin, dass der Kurfürst die Absicht Wallensteins, vom Kaiser abzufallen, nicht billige, und dass er gesonnen sei, Wallenstein dem Kaiser auszuliefern, wenn er ihn in seine Gewalt bekomme. Gordon reichte den Brief Illo hinüber; dieser las ihn und schüttelte den Kopf. Auch die andern lasen ihn, es erhob sich ein Streit; um freier reden zu können, wurde die Dienerschaft hinausgeschickt; sie wurde in ein abgelegenes Gemach zum Essen geführt und dort eingeschlossen. Nun war man mit den Schlachtopfern allein.

Kaum hatten sich die Diener entfernt, so traten aus den beiden Nebenzimmern des Speisesaals der italienische

Obristwachtmeister Geraldino und die irischen Hauptleute: Deveroux und Macdonald mit sechsunddreissig Dragonern. Deveroux rief laut: "*Viva la casa d'Austria!*" Und Deveroux: "Wer ist gut kaiserlich?" Butler, Gordon und Lesly antworteten schnell: "Vivat Ferdinandus! Vivat Ferdinandus!" Ergriffen ihre Degen und jeder einen Leuchter von der Tafel und traten auf die Seite. Die Irländer schritten auf den Tisch zu und warfen ihn über den Haufen. Kinsky wurde zuerst niedergestossen, dann Illo nach kurzer Gegenwehr; Terzka, der glücklich seinen Degen erlangt hatte, stellte sich in eine Ecke und verteidigte sich mannhaft. Sein Wams von Elenshaut schützte ihn gegen mehrere Hiebe, so dass ihn die Dragoner für einen Geforenen hielten: endlich trafen ihn einige Dolchstosse im Gesicht, er fiel und wurde mit den Kolben der Musketen erschlagen. Rittmeister Neumann hatte sich verwundet ins Vorhaus geflüchtet und wurde draussen erstochen. Die Körper der Gemordeten gab man den Dragonern preis, die sie bis aufs Hemd auszogen.

Gordon liess nun den Speisesaal schliessen und blieb bei der Wache auf der Burg, Lesly begab sich auf die Hauptwache am Markt, und Butler besetzte Wallensteins Wohnung. Es war eine finstere, unfreundliche Nacht, der Wind heulte und ein feiner Regen klirrte an die Fenster. "Es ist," heisst es in den Frankfurter Relationen, "sonderlich zu merken, dass selbige Nacht um neun Uhr ein erschreckliches Windsbrausen erstanden, welches bis gegen Mitternacht gewähret. Hat sich also gleichsam das Firmament über die grausamen Mordtaten ensetzt und einen Abscheu getragen."

Deveroux unternahm mit zwölf Mann den Gang zum Herzog. Die Wache am Haus liess ihn durch, weil sie glaubte, dass er eine Meldung zu machen habe. Im Vorzimmer begegnete er dem Kammerdiener Wallensteins,

der seinem Herrn, welcher eben ein Bad genommen hatte und sich zu Bett begeben wollte, den Nachtrunk brachte, Bier auf goldener Schale; Deveroux ward von ihm bedeutet, keinen Lärm zu machen. Sein Astrolog Seni hatte Wallenstein eben verlassen; er soll ihn aus den Sternen gewarnt haben. Wallenstein hatte den Lärm gehört, den die Aufstellung der Soldaten auf dem Markt veranlasst hatte; er hatte das Schreien der Gräfinnen Terzka und Kinsky im Hintergebäude gehört, denn beide hatten schon von der Ermordung ihrer Männer auf der Burg erfahren; er war ans Fenster getreten und hatte die Schildwache gefragt. Deveroux forderte vom Kammerdiener den Schlüssel zu Wallensteins Zimmer, und als der Diener sich weigerte, sprengte er die Tür mit dem lauten Ruf: "Rebell! Rebell!" und trat mit seinen Mordgesellen ein. Wallenstein stand im Nachtkleid an den Tisch gelohnt. "Du mußt sterben, Schelm!" rief ihm Deveroux zu. Wallenstein eilte ans Fenster, um Hilfe herbeizurufen, Deveroux folgte ihm mit der Partisane. Wallenstein breitete die Arme aus, und ohne einen Laut von sich zu geben, empfing der grosse Mann den Todesstoss.

Sein Leichnam wurde in einen roten Fussteppich gewickelt und in Leslys Kutsche auf die Zitadelle gebracht. Da lag er mit den vier Leichnamen der andern Ermordeten den ganzen Sonntag über. Am Montag wurden alle nach Mies auf Illos Schloss gebracht und begraben. Bloss Neumann nicht; wegen seiner lästerlichen Reden beim letzten Bankett, dass er ehestens in der Herren von Oösterreich Blut seine Hände zu waschen verhoffe, wurde er unter dem Galgen eingescharrt.

Wallensteins Sarg war zu klein geraten, und damit er Platz habe, mussten ihm die Beine zerbrochen werden.

Schweigend ist er aus dem Leben geschieden; geheimnisvoll hatte er die Pläne und Entwürfe, die seine

Seele nährten, in tiefster Brust eingeschlossen, und über seinem Leben und über seinem Tode liegt ein undurchsichtiger Schleier.

Die Güter der Ermordeten wurden sämtlich eingezogen; von den Besitzungen Wallensteins, die auf fünfzig Millionen Gulden geschätzt wurden, fiel das meiste dem Kaiser zu. Die abtrünnigen Generäle wurden reich belohnt, die Mörder machten ihr Glück und wurden angesehenen Leute, aber alle Anhänger Wallensteins wurden geächtet und vierundzwanzig Obristen und Hauptleute wurden in Pilsen hingerichtet.

„ DAS HEIDENRÖSLEIN

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief, er schnell, es nah' zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach : ich breche dich,
Röslein auf der Heiden !
Röslein sprach : ich steche dich ,
Dass du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden ;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Musst' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Goethe.

DIE LORELEI

Ich weiss nicht, was soll es bedeuten,
Dass ich so traurig bin.
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt
 Und ruhig fließt der Rhein ;
 Der Gipfel des Berges funkelt,
 Im Abendsonnenschein.
 Die schönste Jungfrau sitzet
 Dort oben wunderbar,
 Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
 Sie kämmt ihr goldenes Haar.
 Sie kämmt es mit goldenem Kamme
 Und singt ein Lied dabei ;
 Das hat eine wundersame,
 Gewaltige Melodei.
 Den Schiffer im kleinen Schiffe
 Ergreift es mit wildem Weh ;
 Er schaut nicht die Felsenriffe,
 Er schaut nur hinauf in die Höhl'.
 Ich glaube, die Wellen verschlingen
 Am Ende Schiffer und Kahn ;
 Und das hat mit ihrem Singen
 'Die Lorelei getan.

Heine.

BLÜCHER UND WELLINGTON

Als Blücher, der Held, und Wellington
 Als Sieger zusammentraten,
 Die Beiden, die sich lange schon
 Gekannt aus ihren Taten,
 Da sprach zu Wellington Blücher bald :
 Du Held, so jung von Jahren,
 An Klugheit und Bedacht so alt
 Wie ich mit grauen Haaren !
 Da sprach zu Blücher Wellington :
 Du Held von starker Tugend,
 Von Locken so gealtert schon,
 Das Herz so frisch von Jugend !

Da stand der Jüngling und der Greis,
 Sie gaben sich die Hände
 Und fragten, ob auf dem Erdenkreis
 Noch so ein Paar sich fände. Rückert.

DAS VEILCHEN

Ein Veilchen auf der Wiese stand
 Gebückt in sich und unbekannt :
 Es war ein herzig's Veilchen.
 Da kam eine junge Schäferin
 Mit leichtem Schritt und muntrem Sinr
 Daher, daher,
 Die Wiese her und sang.
 Ach ! denkt das Veilchen, wär' ich nur
 Die schönste Blume der Natur,
 Ach, nur ein kleines Veilchen,
 Bis mich das Liebchen abgepflückt
 Und an dem Busen matt gedrückt '
 Ach nur, ach nur
 Ein Viertelstündchen lang '
 Ach ! aber ach ! das Mädchen kam
 Und nicht in acht das Veilchen nahm,
 Ertrat das arme Veilchen ;
 Es sank und starb und freut' sich noch :
 Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
 Durch sie, durch sie,
 Zu ihren Füßen doch. Goethe.

DER SÄNGER

„Was hör' ich draussen vor dem Tor,
 Was auf der Brücke schallen ?

Lasst den Gesang vor unserm Ohr
 Im Saale wiederhallen !"
 Der König sprach's, der Page lief !
 Der Knabe kam, der König rief :
 "Lasst mir herein den Alten !"

"Gegrüsset seid mir, edle Herrn,
 Gegrüsst ihr schöne Damen !
 Welch reicher Himmel, Stern bei Stern !
 Wer kennet ihre Namen ?
 Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
 Schliesst, Augen, euch ! hier ist nicht Zeit,
 Sich staunend zu ergötzen."

Der Sänger drückt' die Augen ein
 Und schlug in vollen Tönen ;
 Die Ritter schauten mutig drein
 Und in den Schoss die Schönen.
 Der König, dem das Lied gefiel,
 Liess ihm zum Lohne für sein Spiel
 Eine gold'ne Kette bringen.

"Die gold'ne Kette gib mir nicht ;
 Die Kette gib den Rittern,
 Vor deren kühnem Angesicht
 Der Feinde Lanzen splintern !
 Gib sie dem Kanzler, den du hast,
 Und lass ihn noch die gold'ne Last
 Zu andern Lasten tragen !

"Ich singe wie der Vogel singt,
 Der in den Zweigen wohnt ;
 Das Lied, das aus der Kehle dringt,
 Ist Lohn, der reichlich lohnet.
 Doch, darf ich bitten, bitt' ich Eins :

Lasst mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen !"

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus :
"O Trank voll süßer Labe !
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe !
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott, so warm als ich
Für diesen Trunk euch danke !"

Goethe.

ERLKONIG

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind ?
Es ist der Vater mit seinem Kind ;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er fasst ihn sicher, er hält ihn warm.

"Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht ?"
"Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht ?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif ?"
"Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif."

"Du liebes Kind, komm, geh' mit mir !
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir ;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand."

"Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht ?"
"Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind !
In dürren Blättern säuselt der Wind."

“Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
 Meine Töchter sollen dich warten schön;
 Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
 Und wiegen und tanzen und singen dich ein.”

“Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
 Erbkönigs Töchter am düstern Ort?”

“Mein Sohn, mein Sohn, ich seh’ es genau,
 Es scheinen die alten Weiden so grau.”

“Ich lieb’ dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
 Und bist du nicht willig, so brauch’ ich Gewalt.”

“Mein Vater, mein Vater, jetzt fasst er mich an!
 Erbkönig hat mir ein Leid’s getan!”

Dem Vater grauset’s, er reitet geschwind,
 Er hält in den Armen das ächzende Kind,
 Erreicht den Hof mit Müh, und Not,
 In seinen Armen das Kind war tot. Goethe.

DIE WACHT AM RHEIN

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
 Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
 Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
 Wer will des Stromes Hüter sein?
 Lieb Vaterland magst ruhig sein,
 Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
 Und aller Augen blitzen hell;
 Der deutsche Jüngling fromm und stark
 Beschirmt die heil’ge Landesmark.
 Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
 Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Er blickt hinauf in Himmelsaun,
 Wo Heldengeister nieder schaun,
 Und schwört mit stolzer Kampfeslust :
 "Du, Rhein, bleibst deutsch wie meine Brust !"
 Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
 Fest steht und treu die Wacht am Rhein !

"Und ob mein Herz im Tode bricht,
 Wirst du doch drum ein Welscher nicht ;
 Reich wie an Wasser deine Flut
 Ist Deutschland ja an Heldenblut."
 Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
 Fest steht und treu die Wacht am Rhein !

"Solang ein Tropfen Blut noch glüht,
 Noch eine Faust den Degen zieht,
 Und noch ein Arm die Büchse spannt,
 Betritt kein Feind hier deinen Strand."
 Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
 Fest steht und treu die Wacht am Rhein !

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
 Die Fahnen flattern hoch im Wind :
 Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
 Wir alle wollen Hüter sein !
 Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
 Fest steht und treu die Wacht am Rhein !

Max Schneckenburger.

DER SCHÖNE SCHÄFER

Der schöne Schäfer zog so nah'
 Vorüber an dem Königs Schloss ;
 Die Jungfrau von der Zinne sah,
 Da war ihr Sehnen gross.

Sie rief ihm zu ein süßes Wort :
 "O dürft' ich gehn hinab zu dir !
 Wie glänzen weiss die Lämmer dort,
 Wie rot die Blümlein hier !"

Der Jüngling ihr entgegenbot :
 "O kämest du herab zu mir !
 Wie glänzen so die Wänglein rot,
 Wie weiss die Arme dir !"

Und als er nun mit stillem Weh
 In jeder Früh' vorüber trieb :
 Da sah er hin, bis in der Höh'
 Erschien sein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf.
 "Willkommen, Königstöchterlein !"
 Ihr süßes Wort ertönte drauf :
 "Viel Dank, du Schäfer mein !"

Der Winter floh, der Lenz erschien
 Die Blümlein blühten reich umher,
 Der Schäfer thät zum Schlosse ziehn,
 Doch sie erschien nicht mehr.

Er rief hinauf so klagevoll :
 "Willkommen, Königstöchterlein !"
 Ein Geisterlaut herunterscholl :
 "Ade, du Schäfer mein !"

Uhland.

DON RAMIRO

Donna Clara ! Donna Clara !
 Heissgeliebte langer Jahre !

Hast beschlossen mein Verderben,
und beschlossen ohn' Erbarmen !

“Donna Clara ! Donna Clara !
Ist doch süß die Lebensgabe
Aber unten ist es grausig,
In dem dunkeln, kalten Grabe.

“Donna Clara ! Freu dich, morgen
Wird Fernando, am Altare,
Dich als Ehgemahl begrüßen —
Wirst du mich zur Hochzeit laden ?”

“Don Ramiro ! Don Ramiro !
Deine Worte treffen bitter,
Bitterer als der Spruch der Sterne,
Die da spotten meines Willens.

“Don Ramiro ! Don Ramiro !
Rüttle ab den dumpfen Trübsinn ;
Mädchen gibt es viel auf Erden,
Aber uns hat Gott geschieden

“Don Ramiro, der du mutig
So viel Mohren überwunden,
Ueberwinde nun dich selber —
Komm auf meine Hochzeit morgen.” ’

“Donna Clara ! Donna Clara !
Ja, ich schwör' es, ja, ich komme !
Will mit dir den Reihen tanzen ;—
Gute Nacht, ich komme morgen.”

“Gute Nacht !” —Das Fenster klirrte.
Seufzend stand Ramiro unten,
Stand noch lange wie versteinert ;
Endlich schwand er fort im Dunkeln.-

Endlich auch, nach langem Ringen,
Muss die Nacht dem Tage weichen;
Wie ein bunter Blumengarten
Liegt Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläste
Schimmern hell im Glanz der Sonne;
Und der Kirchen hohe Kuppeln
Leuchten stattlich wie vergoldet.

Summend, wie ein Schwarm von Bienen,
Klingt der Glocken Festgeläute,
Lieblich steigen Betgesänge
Aus den frommen Gotteshäusern.

Aber dorten, siehe! siehe!
Dorten aus der Marktkapell
Im Gewimmel und Gewoge,
Strömt des Volkes bunte Menge.

Blanke Ritter, schmucke Frauen,
Hofgesinde, festlich blinkend,
Und die hellen Glocken läuten,
Und die Orgel rauscht dazwischen.

Doch, mit Ehrfurcht ausgewichen,
In des Volkes Mitte wandelt
Das geschmückte junge Ehepaar,
Donna Clara, Don Fernando.

Bis an Bräutigams Palasttor
Wälzet sich das Volksgewühle
Dort beginnt die Hochzeitfeier,
Prunkhaft und nach alter Sitte.

Ritterspiel und frohe Tafel
Wechseln unter lautem Jubel ;
Rauschend schnell entfliehn die Stunden,
Bis die Nacht herabgesunken.

Und zum Tanze sich versammeln
In dem Saal die Hochzeitgäste ;
In dem Glanz der Lichter funkeln
Ihre bunten Prachtgewänder.

Auf erhobne Stühle liessen
Braut und Bräutigam sich nieder,
Donna Clara, Don Fernando,
Und sie tauschen süsse Reden.

Und im Saale wogen heiter
Die geschmückten Menschenwellen
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Drommeten.

“Doch warum, o schöne Herrin,
Sind gerichtet deine Blicke
Dorthin nach der Saalesecke ?”
So verwundert sprach der Ritter.

“Siehst du denn nicht, Don Fernando,
Dort den Mann im schwarzen Mantel ?”
Und der Ritter lächelt freundlich :
“Ach ! das ist ja nur ein Schatten.”

Doch es nähert sich der Schatten,
Und es war ein Mann im Mantel ;
Und Ramiro schnell erkennend
Grüsst ihn Clara, glutbefangen.

Und der Tanz hat schon begonnen,
Munter drehen sich die Tänzer
In des Walzers wilden Kreisen,
Und der Boden dröhnt und bebet.

“Wahrlich gerne, Don Ramiro,
Will ich dir zum Tanze folgen,
Doch im nächtlich schwarzen Mantel
Hättest du nicht kommen sollen.”

Mit durchborend stieren Augen
Schaut Ramiro auf die Holde,
Sie umschlingend spricht er düster :
“Sprachest ja, ich sollte kommen !”

Und ins wirre Tanzgetümmel
Drängen sich die beiden Tänzer ;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Drommeten.

“Sind ja schneeweiss deine Wangen !”
Flüstert Clara, heimlich zitternd.
“Sprachest ja, ich sollte kommen !”
Schallet dumpf Ramiros Stimme.

Und im Saal die Kerzen blinzeln
Durch das flutende Gedränge ;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Drommeten

“Sind ja eiskalt deine Hände !”
Flüstert Clara, schauerzuckend.
“Sprachest ja, ich sollte kommen !”
Und sie treiben fort im Strudel.

“Lass mich, lass mich ! Don Ramiro !
 Leichenduft ist ja dein Odem !”
 Wiederum die dunklen Worte :
 “Sprachest ja, ich sollte kommen !”

Und der Boden raucht und glühet,
 Lustig tönet Geig und Bratsche ;
 Wie ein tolles Zauberweben,
 Schwindelt alles in dem Saale.

“Lass mich, lass mich ! Don Ramiro !”
 Wimmerts immer im Gowoge.
 Don Ramiro stets erwidert :
 “Sprachest ja, ich sollte kommen !”

“Nun, so geh in Gottes Namen !”
 Clara riefs mit fester Stimme ;
 Und dies Wort war kaum gesprochen,
 Und verschwunden war Ramiro.

Clara starret, Tod im Antlit/
 Kaltumflirret, nachtumwoben ;
 Ohnmacht hat das lichte Bildnis
 In ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelschlummer
 Endlich schlägt sie auf die Wimper ;
 Aber Staunen will aufs neue
 Ihre holden Augen schliessen.

Denn derweil der Tanz begonnen,
 War sie nicht vom Sitz gewichen.
 Und sie sitzt noch bei dem Bräutigam,
 Und der Ritter sorgsam bittet :

"Sprich, was bleichet deine Wangen:
 Warum wird dein Aug so dunkel?—
 "Und Ramiro?....." stottert Clara,
 Und Entsetzen lähmt die Zunge.

Doch mit tiefen, ernsten Falten
 Furcht sich jetzt des Bräutigams Stirne
 "Herrin, forsch nicht blutge Kunde —
 Heute mittag starb Ramiro." Heine.

